P. o. angl.
371
oc

P.o. angl.
371 oc

Eschenburg
(Shakespeare)

G. IENK
FRE. I.US

Ueber den vorgeblichen Fund Shakspearischer Handschriften.

Von

Johann Joachim Eschenburg.

Leipzig
in der Sommerschen Buchhandlung.
1797.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRE[illegible]RG

Bayerische Staats-Bibliothek München

Noch immer zähle ich die vor mehr als zwanzig Jahren übernommene Beschäftigung mit Shakspeare's unsterblichen Werken, und meine fortgesetzten Bemühungen, sie für das Publikum meines Vaterlandes zu bearbeiten, zu den angenehmsten Geschäften meines litterarischen Lebens; noch immer ist mir die mit diesem großen Dichter gemachte, und seitdem eifrig unterhaltene Bekanntschaft eine der liebsten und belohnendsten von allen denen geblieben, deren ich je mit Schriftstellern der Vorzeit genoß. Alles was auf Ihn und auf seine Werke irgend Bezug hatte, war mir seitdem wichtig und interessant; ich sammelte mir, nicht nur zu meiner schon vor

neun Jahren gelieferten Charakteristik meines Lieblingsschriftstellers, sondern auch nachher noch im Stillen zu meiner eignen Belehrung und Unterhaltung, alle die Nachrichten, Kritiken und Bemerkungen, welche nur irgend zur richtigern Beurtheilung und größern Erläuterung seiner Schriften dienen konnten. Auch zog ich die Hand von der Verbesserung und Berichtigung meiner Uebersetzung nicht ab; und es liegt nicht an mir, wenn das deutsche Publikum noch keinen bessern, fehlerfreiern und vollständiger erklärten Deutschen Shakspeare besitzt, als ich ihn ehedem, aller meiner Bemühung ungeachtet, zu liefern im Stande war. *)

---

*) Wenn man ihn jetzt, der mit Proben begleiteten Ankündigung in den Horen zufolge, von anderer und geschickterer Hand erhält; so ist der Verzug und wahrscheinlich nun das völlige Unterbleiben der von mir seit mehrern Jahren vorbereiteten sehr verbesserten Ausgabe baarer Gewinn für das deutsche Publikum. Das Sic vos non vobis soll mich dabey nicht beunruhigen.

Natürlich also mußte meine Aufmerksamkeit und Neubegierde sehr lebhaft rege werden, als ich in den englischen Zeitschriften zu Anfange vorigen Jahrs die Ankündigung fand, auf die ich kurz vorher durch einen Brief aus London schon vorbereitet war, und die ein eigner Prospektus umständlicher wiederholte: Herr Samuel Ireland sey so glücklich gewesen, einen beträchtlichen Vorrath Shakspearischer Papiere und Handschriften, von denen man bisher noch nichts gewußt habe, in die Hände zu bekommen, und wolle sie in drey ansehnlich gedruckten Großfoliobänden, mit den in Kupfer kopirten Nachbildungen der Originalzüge, oder sogenannten Fac-Simile's, gegen Unterzeichnung von vier Guineen auf jeden Band herausgeben. Auch in Deutschland wurde diese Ankündigung in einigen Zeitschriften wiederholt. Unter den Engländern, diesen so einstimmigen Bewundrern und Verehrern ihres größten dramatischen

Dichters, mußte die Bekanntmachung eines so wichtigen Fundes natürlicherweise großes Aufsehen erregen. Gar bald fanden sich jedoch einzelne Gelehrte, die schon in der Ankündigung Grund genug zu finden glaubten, an der Aechtheit dieser vorgeblich entdeckten Papiere zu zweifeln, und die ihre Bedenklichkeiten gelegentlich, besonders im Gentleman's Magazine, öffentlich äußerten. Unter diesen war selbst der gründlichste und immer noch unermüdete Forscher über die Werke des Dichters, und alles was sich auf sie und ihn irgend bezieht, sein neuester und gelehrtester Herausgeber, Edward Malone.

Gegen das Ende vorigen Jahrs erschien indeß der erste Band, mit großer äußern Pracht, unter dem Titel:

Miscellaneous Papers and Legal Instruments under the Hand and Seal of WILLIAM SHAKSPEARE; including the Tragedie of *King Lear*, and a small Fragment of *Hamlet*;

from the original Mss. in the Possession of *Samuel Ireland*, of Norfolk-Street.

— — — Quod optanti Divum promittere
Nemo
Auderet, volvenda dies en attulit ultro.
Aen. IX. 6.

London, printed by Cooper and Graham, published by Mr. Egerton, Messrs. White, Leigh, etc. 1796 fol. max.

Die Zuschrift war an die Edeln, Einsichtvollen und Uneigennützigen gerichtet, deren Redlichkeit, Ueberzeugung und Unterstützung der Herausgabe dieser Papiere eine gewisse Sanktion ertheilt hätten, und das vorangesetzte Verzeichniß der Unterzeichner enthielt hundert zwei und zwanzig Namen.

In der Vorrede des Herausgebers versichert er, alle mögliche Mühe angewandt zu haben, sich von der Aechtheit dieser Papiere zu versichern. Er habe mehrere Gelehrte, besonders

Kenner Shakspeare's, Alterthumsforscher, Diplomatiker, selbst Papiermacher, u. s. f. darüber zu Rathe gezogen; und von allen sey diese Aechtheit anerkannt worden. Die Papiere selbst habe er von seinem Sohne, Samuel William Henry Ireland, einem noch nicht neunzehnjährigen jungen Menschen, erhalten, von dem sie ganz zufällig in dem Hause eines bemittelten Mannes entdeckt wären; zuerst nämlich unter mehrern Familienurkunden die Kontrakte und der Verlassungsschein, hernach der Schenkungsbrief an William Henry Ireland, einen Freund Shakspeare's der ihn aus Lebensgefahr in der Themse gerettet habe. Außerdem aber sey der junge Mann bey dieser Gelegenheit noch auf die Entdeckung anderer für seinen ältern Freund wichtiger Papiere gerathen. Aus Dankbarkeit habe dieser ihm alles, was Shakspearisch in dem Funde war, überlassen, und obendrein ihm noch alles, was sich

weiter von dieser Art entdecken würde, versprochen, unter andern auch aus der Rücksicht, weil Shakspeare's Freund und Retter mit ihm einerley Namen und Wappen führte. Auf dem Landsitze jenes bemittelten Mannes habe sich nun hernach das Vornehmste der Handschriften, auch eine große Menge Bücher mit des Dichters handschriftlichen Noten, nebst drey Manuscripten von Schauspielen, und dem Fragment eines andern, vorgefunden. Der erste Eigenthümer dieser Papiere habe ihm indeß deren Bekanntmachung nur unter der Bedingung erlaubt, daß sein Name dabey nicht genannt würde. Kritik und antiquarische Kenntniß wären hier ohnehin für sich schon hinreichend und entscheidend genug. Shakspeare sey überall zu kenntlich, und zu unnachahmlich. Nächst dem vorsetzlichen Betruge andrer, und ihrer Verleitung, den Betrug zu unterstützen, sey die unedle und grausame Beschuldigung, daß ein Andrer solch einen

Betrug zu spielen Willens gewesen sey, ein nicht viel kleineres Verbrechen. Ihm sey übrigens hauptsächlich darum zu thun gewesen, alles den Originalen so treu als möglich zu liefern; und er habe daher die genauen Nachstiche der meisten Handschriften beygefügt. Die übrigen werde er in zwey andern Bänden liefern, und diese werden noch viele Theater-Urkunden und Aufschlüsse enthalten, besonders auch zur richtigern Bestimmung der Entstehungszeit der Shakspearischen Stücke. Die Lesarten im Lear und in dem Bruchstücke des Hamlet fielen von selbst als ächt auf, weil sie weit einfacher und natürlicher, als die gewöhnlichen, wären. In dem Vergleiche mit John Hemynge habe Sh. ausdrücklich verlangt, daß die Stücke von seiner Handschrift, nicht von den Abdrücken, bey einer neuen Auflage, sollten genommen werden. Außer dem noch ungedruckten Trauerspiele, Vortigern, das man nächstens auf das Theater in

Drurylane bringen werde, habe der Herausgeber noch ein zweytes und noch interessanteres historisches Schauspiel, von Shakspeares eigner Hand, aufgefunden. Auch von seinen Anmerkungen zu den entdeckten Büchern seiner Bibliothek werde er einige mittheilen.

Auf die Vorrede folgt ein vier Seiten langes Verzeichniß von Wörtern und Buchstaben, die in den Handschriften ausgelassen zu seyn scheinen; hierauf die gedachte Liste der Subskribenten; eine Kupfertafel mit Nachstichen von Shakspeare's Schriftzügen, nämlich die schon bekannten drey eigenhändigen Unterzeichnungen seines Namens, und eine ähnliche an dem Siegelstreife eines Pfandbriefes; sodann aber der Inhalt dieser angeblichen Urkundensammlung selbst; nämlich:

1) Ein Brief der Königin Elisabeth an Shakspeare, worin sie ihm für an sie gerichtete Verse dankt, und ihn mit seiner

Gesellschaft auf die bevorstehenden Feyertage nach Hampton bescheidet.

2) Auszüge aus verschiednen Papieren. Zwey Scheine über die Bezahlung für Theatervorstellungen, und eine Verschreibung an Hemynge auf 5 Pf. 5 Sh. mit dessen Empfangschein.

3) Brief von Sh. an seine Geliebte, Anne Hatherreweye, mit einer seiner Haarlocken.

4) Verse an eben dieselbe, in fünf vierzeiligen Strophen.

5) Brief von Sh. an den Grafen von Southampton, welcher Danksagungen enthält, nebst der Antwort des Grafen.

6) Shakspeare's Glaubensbekenntniß.

7) Ein Brief von Sh. an den Schauspieler, Richard Cowley, worin sein hier

kopirtes Bildniß, von ihm selbst gezeichnet, enthalten war.

8) Rückseite dieses Bildes, mit W. S. und andern Zügen.

9) Schenkungsbrief an William Heinrich Ireland.

10) Danksagung an denselben, und Freundschaftsversicherungen, in Prose.

11) Ansicht von W. H. Ireland's Haus, nebst dessen Wappen, von Sh. gezeichnet.

12) Gefärbte Zeichnungen des Bassanio und Shylock, aus dem Kaufmann von Venedig.

13) Vergleich zwischen Sh. und dem Schauspieler Lowine, auf vier Jahre.

14) Desgleichen zwischen Sh. und Heinrich Condelle, auf drey Jahre.

15) Verlassungsbrief von Sh. und John Hemynge an Michael Fraser und dessen Frau, Elisabeth Fraser.

16) Vollmacht an John Hemynge, als Testamentsverweser.

17) Das Trauerspiel, König Lear;

18) Bruchstück von Hamlet; angeblich beyde nach Sh's eigner Handschrift abgedruckt. — Von der erstern ist nur der Titel, und die erste und letzte Seite, und von diesem die erste Seite der Handschrift in Nachstich gebracht.

Es war voraus zu sehen, daß es in dem an Pamphlets und Flugschriften so ergiebigen London auch bey dieser Gelegenheit daran nicht fehlen würde. Außer verschiednen in Zeitungen und Magazinen für und wider die Aechtheit jener Papiere gewechselten Briefen sind mir bisher folgende einzelne kleine Schriften über diesen Gegenstand in die Hände gekommen:

Shakspeare's Manuscripts, in the Possession of Mr. *Ireland,* examined, respecting the internal and external Evidences of their

Authenticity. By *Philalethes*. London Johnson, 1796. 34 S. Für die Aechtheit, und vielleicht von Ireland selbst, obgleich unter dem Schein eines Dritten.

Free Reflections on Miscellaneous Papers and Legal Instruments etc. to which are added, Extracts from an unpublished Ms. Play, called, the Virgin Queen, written by, or in imitation of, *Shakspeare*. London, Waldron, 1796. 55 S. Als Verfasser dieser Schrift unterzeichnet sich der Verleger G. F. Waldron; sie soll aber von Steevens seyn, und sie ist wider die Aechtheit.

A Letter to *George Steevens, Esq.* containing a critical Examination of the Papers of *Shakspeare*, published by Mr. *Samuel Ireland*. To which are added Extracts from Vortigern. By *James Boaden, Esq.* Author of Fontainville Forest, etc. second Edition. London, Martin and Bain, 1796.

72 S. 8. Der Verfasser hatte vorher in einem Tageblatte, *The Oracle*, die Aechtheit der Papiere angenommen und vertheidigt, die er hier aber, wie vorhin auch schon in jener Zeitschrift, nachdrücklich bestreitet.

A Comparative View of the Opinions of Mr. *James Boaden*, Editor of the Oracle, in Febr. March and April 1795, and of *James Boaden, Esq.* — — in February 1796, relative to the Shakspeare Mss. By a Friend of Consistency. London, Whites etc. 1796. 59 S. 8. Wider die vorhergehende Schrift, und folglich für die Aechtheit.

Vortigern under Consideration; with general Remarks on Mr. *James Boaden's* Letter etc. etc. London, 1796. 67 S. 8. Gleichfalls für die Aechtheit.

Mit Ungeduld aber erwartete man die von Malone im Gentlemans Magazine verspro-

chene ausführlichere Gegenschrift; und auch diese ist nun unter folgendem Titel erschienen:

An Inquiry into the Authenticity of certain Miscellaneous Papers and Legal Instruments, published Dec. 24, 1795, and attributed to Shakspeare, Queen Elizabeth, and Henry, Earl of Southampton: illustrated by Fac-Similes of the Genuine Hand-Writing of that Nobleman, and of Her Majesty; a new Fac-Simile of the Hand-Writing of Shakspeare, never before exhibited; and other authentick Documents; in a Letter addressed to the Right Hon. James, Earl of Charlemont, by *Edmond Malone*, Esq.

Demens! qui nimbos et non imitabile fulmen
Aere et cornipedum pulsu simularat equorum.

Virg.

London, Cadell and Davies, 1796. 424 Seiten gr. 8. mit drei Kupfertafeln.

Man vermuthet leicht, sowohl aus dem Namen des Verfassers, und dem von ihm durch seine bisherigen großen Verdienste um die Shakspearische Kritik geltend gemachten vorzüglichen Berufe zu dieser Untersuchung, als aus der unerwartet großen Ausführlichkeit derselben, daß sie ihren Gegenstand erschöpfen, und jeden unpartheiischen Leser, dem es um Wahrheit und gründliche Prüfung zu thun ist, völlig befriedigen werde; und das ist auch wirklich der Fall. Jene große Ausführlichkeit dieser Schrift ist freilich etwas auffallend; und einer meiner Freunde in London schrieb mir, Steevens urtheile davon, daß Malone das Riesenschwert eines Goliath gegen ein Spinngewebe gezückt habe. Wenn man aber für genaue und gründliche Kritik überhaupt Sinn, und vollends für Shakspeare und die irgend mit seinem Genie und seinen Werken verwandten Gegenständen Interesse hat; so wird man die Lesung dieser im Ganzen wirklich

trefflichen kritischen Prüfung nicht nur anziehend genug, sondern auch über manche wichtige Dinge sehr belehrend finden.

Solch einen Sinn, solch ein Interesse glaube ich nun auch manchen deutschen Lesern wenigstens in dem Maaße zutrauen zu dürfen, daß sie eine Aushebung des Wesentlichsten und Lehrreichsten aus dieser Schrift nicht für überflüssig oder unnütz halten werden. Ich werde dabei, der nähern Bestimmung meiner Arbeit immer eingedenk, ganz frei verfahren, und gelegentlich auch aus den übrigen oben angezeigten Prüfungsschriften eins und das andere ausheben.

Herr Ireland beruft sich in seiner Vorrede darauf, „daß alle die Gelehrten, alle die „Männer von Geschmack, Alterthumsforscher „und Diplomatiker, welche diese Handschriften „vor ihrem Abdrucke sahen, einmüthig zum Vor„theil ihrer Aechtheit entschieden, und geurtheilt

„haben: wo sich solch eine Masse von innerer und „äußerer Beweiskraft finde, da sey es, bei so „mannichfachen Hülfen der Entdeckung der Nach„ahmungskunst unmöglich gefallen, soviel zu „wagen, ohne sich zu verrathen; und folglich kön„nen diese Handschriften nichts anders seyn, als „Shakspeare's eigne Arbeiten."

Was hier unter äußerer Beweiskraft gemeint sey, ist nicht leicht zu errathen. Fast sollte man glauben, Herr Ireland habe gedacht, die Pergamentstreife und Siegel der Urkunden, weil sie äußerlich, oder außer den Papieren selbst befindlich waren, enthielten äußere Beweiskraft; aber weder diese, noch die verbleichte Dinte, und das entfärbte oder angegangne Papier oder Pergament, können irgend als solche Beweise gelten. Genau genommen, ist der einzige äußere Beweis, den man vorgebracht hat, die oben schon angeführte Erzählung, daß diese Schätze an einem namenlosen

Orte, in Verwahrung einer namenlosen Person, gefunden sind. Können jene tiefgelehrten Männer, Alterthumsforscher und Diplomatiker sich dabei beruhigen, so müssen sie freilich leicht zu beruhigen und zu überzeugen seyn; und, sollen auch die Schriftzüge als ein äußerer Beweis angesehen werden, so ist ihre Leichtgläubigkeit über diesen Punkt völlig gleichen Schlages mit ihrer Beruhigung über die Art, wie man diese Papiere ins Publikum gebracht hat.

Aber in der Behauptung, daß es unmöglich war, so viel zu wagen, ohne sich zu verrathen, muß man diesen Herren völlig Recht geben. Die Unterschiebung dieser Handschriften hat sich denn auch wirklich fast in jeder Zeile verrathen; und es läßt sich unzweifelhaft darthun, daß kein einziges Stück in dieser ganzen Sammlung eine eigne Arbeit Shakspeare's oder derer war, denen man sie beylegte.

Was der Herausgeber über die Entdek-

kungsart dieser Papiere sagt, erregt sogleich bey jedem unbefangenen Leser mehr als Eine Bedenklichkeit. Kein Wort davon, wo denn eigentlich die drei zuerst entdeckten Urkunden gefunden sind. Die übrigen, und die wichtigsten heißt es freilich, fand man in einem Landhause; ob aber die erste Entdeckung in der Stadt oder auf dem Lande gemacht sey, davon sagt man uns keine Sylbe. Eben so wenig wird der Veranlassung gedacht, die der Entdecker hatte, die Urkunden und Papiere des Ungenannten zu durchsuchen. — Es wird ferner gesagt, der junge Ireland habe eine Urkunde entdeckt, die für den Ungenannten sehr wichtig gewesen sey, und ihm Ansprüche auf ansehnliche Besizzungen zugesichert habe. Grundes genug freilich, um ihm zur Belohnung alles Recht auf diese schätzbaren Handschriften abzutreten; aber man wünscht doch wohl zu wissen, in welcher Grafschaft dieses Landgut liegt, und ob diese Entdeckung seitdem irgend

eine Klage rege gemacht, oder einen Prozeß veranlaßt habe. Diejenigen, die das ihnen streitig zu machende Landgut beinahe seit zweyhundert Jahren ruhig besessen haben, werden doch wohl über Art und Ort der Entdeckung dieser Urkunden andre Beweise verlangen, als diejenigen sind, bey welchen sich jene tiefgelehrten Männer, Alterthumsforscher und Diplomatiker so gutwillig beruhigt haben?

Aber, sagt der Herausgeber, der ehemalige Besitzer dieser Papiere, in dessen Archiv sie entdeckt wurden, hat die Verschweigung seines Namens ausdrücklich verlangt, um sich nicht den Zudringlichkeiten der Kritik bloß zu stellen. Eine wahrlich sehr weit getriebene Bedenklichkeit! Denn was könnte ihm dabey zur Last fallen, wenn sichs auch fände, daß alle diese streitigen Papiere, die zufälligerweise und auf irgend eine Art unter seine Familien-Urkunden gerathen waren, von

irgend einem Unbekannten erdichtet und geschmiedet wären?

Und doch, sagt der Herausgeber, würden bey der Nennung dieses Mannes alle Zweifel wegfallen. Wohl gewiß nicht. Man fodert die Nennung des Namens mit Recht; sie ist nothwendig, ehe man nur einmal eine förmliche Untersuchung dieser vorgeblichen alten Papiere vornehmen kann; aber der Name allein ist denn doch nicht hinlänglich, um die Aechtheit auch des unbedeutendsten unter diesen Papieren zu erhärten.

Wenn im englischen Prärogativ-Gerichte *) irgend ein Vermächtniß oder Codicill zu einer

---

*) The Prerogative - Court ist der Gerichtshof des Erzbischofs von Canterbury, vor welchem alle Testamente beglaubigt, und alle die Verhandlungen betrieben werden, welche zu der Prärogative dieses Erzbischofs gehören. Eine ähnliche, aber weit geringere, Gerichtsbarkeit hat auch der Erzbischof von York.

Zeit eingereicht wird, zu welcher, oder von einem Orte her, von welchem sich dergleichen nicht hätte vermuthen lassen, so wird der einreichende Theil allemal zuerst befragt, in welchem Schreibtisch oder Schreibschranke des Verstorbenen, oder wo sonst sich diese Schrift gefunden habe; wie lange sie schon in seinen Händen gewesen sey, wenn und gegen wen er sich zuerst über ihre Auffindung geäußert habe u. s. f. Der Grund dieser Fragen ist sehr begreiflich. In solch einem Falle entsteht natürlicherweise ein Verdacht über die Aechtheit der Schrift oder der Urkunde. Um also diesen Verdacht niederzuschlagen, und den, der solche Ansprüche macht, in den Augen der Richter geltend zu machen, verlangt man zu wissen, warum er diese Schrift nicht früher vorgezeigt, und wo er sie gefunden habe. Dies ist das Erste, was man verlangt, und ohne das darf der Ansuchende keinen Schritt weiter gehen. Seine bloße Erklärung mag noch so befriedigend seyn, so dient sie

doch im mindesten nicht zur Beglaubigung der vorgelegten Urkunde: sie dient bloß dazu, daß man darauf achte, sie lese und untersuche; und dann muß sie nach allen den Beweisgründen geprüft werden, nach welchen sich Wahrheit und Falschheit unterscheiden läßt. Gesetzt aber, es erschiene Jemand vor diesem Gerichte, und weigerte sich, irgend eine Antwort auf die in solchen Fällen allemal an ihn geschehenden Fragen zu geben; er würfe bloß sein Papier auf den Tisch, und redete den sehr gelehrten und ehrwürdigen vorsitzenden Richter so an: „Wofür sind „Sie Richter, Herr, wenn Sie nicht im Stande „sind zu entscheiden, ob die von mir eingereichte „testamentarische Schrift ächt sey, oder nicht? „Sie können den königlichen Generaladvokaten „zu Rathe ziehen, einen äußerst geschickten und „rechtschaffnen Mann. Sie haben noch viele „rechtserfahrne Männer um sich; was hilft „Ihnen alle Ihre Belesenheit? wofür haben

„Sie so viele Jahre lang Ihre Institutionen, „Ihre Pandekten und Gesetzbücher studirt, „wenn all Ihr Fleiß und all Ihr Scharfsinn „Sie nicht einmal in Stand setzt zu bestimmen, „ob dieß kleine Papier hier authentisch sey oder „nicht? Ich gebe Ihnen keine weitere Auskunft „darüber; sondern ich fordre von Ihnen, mir „Recht wiederfahren zu lassen, und mir entwe„der meine Ansprüche einzuräumen, oder hin„reichende Gründe anzugeben, warum ich damit „nicht gehört werden soll.“ — Wie würde die Antwort auf diese schöne Rede lauten? Man würde solch einem zudringlichen Manne mit seinen Ansprüchen die Thür weisen, und ihm seine Urkunde sogleich nachwerfen.

Bey diesem Gerichte ist es, wie bey allen andern, eine festgesetzte Regel, daß man allemal den besten Beweis fordert, den die Natur der Sache nur irgend erlaubt, und der sich irgend

geben läßt. *) Steht aber dieser Beweis nicht beyzubringen, alsdann wird der bestmögliche Beweis verlangt. Denn, wenn sichs findet, sagt Sir William Blackstone, daß es noch stärkere Gründe giebt, als die angeführten, so ist die Verschweigung derselben ein Vermuthungsgrund, daß sich dadurch eine jetzt noch

---

*) „Es ist der Zweck der Gesetze, in allen rechtlichen Angelegenheiten zur strengsten Ueberzeugung zu gelangen; „und es läßt sich über keine Thatsache feste Ueberzeugung „erhalten ohne den besten Beweis, dessen die Natur „der Sache nur irgend fähig ist. Schwächere Beweise „erregen nur Argwohn und Verdacht, und gewähren nicht „die völlige Befriedigung, die aus Ueberzeugung entsteht. „Denn wenn man bey Erwägung des Gegenstandes einsieht, daß noch andere, nicht gegebne, Beweise möglich sind, so ist gerade die Vorenthaltung solcher Beweise ein Vermuthungsgrund, daß sich dadurch etwas „mehr entdeckt haben würde, als man bisher weiß; und „folglich beruhigt sich das Gemüth nicht eher, als bey „dem einleuchtendsten Beweise, dessen die Sache fähig „ist.“ GILBERT'S *Law of Evidence*, p. 5.

verheimlichte Falschheit würde entdeckt haben. *)

Aber, sagt man vielleicht, wenn man in dem gegenwärtigen Falle dergleichen einleuchtendere Beweise verlangt, so bringt man die Sache von einem gelehrten Richterstuhle vor ein andres Forum; und hier ist die Rede nicht von einem Rechtshandel. Freylich nicht; aber alle die vornehmsten Grundsätze der Beweisführung sind, wie Blackstone's großer Vorgänger, Lord Chief Baron Gilbert in seiner treflichen Schrift deutlich gezeigt hat, sind in dem Rechte der Vernunft gegründet, und dieses Grundes wegen allein angenommen. Folglich ist dieser erste und allgemeinste Grundsatz auch auf die vorliegenden Handschriften eben so anwendbar, als auf irgend eine Urkunde oder gerichtliche Schrift, die bei einem Gerichtshofe eingegeben wird. Es scheint

---

*) *Commentaries*, III. 368.

indeß, daß man den großen Gegenstand dieser Forderung nicht recht ins Auge fasse. Der Zweck ist hier nicht bloße Neugierde, um den Namen des ursprünglichen Besitzers dieser Schätze zu erfahren; denn es liegt der Welt blutwenig daran, ob er Smith oder Johnson heißt; ob er in London oder in Middlesex wohnt; ob er ein Weisser oder ein Schwarzer, ein Zwerg oder Riese ist.

Nil nimium studeo, Caesar, tibi velle placere,
Nec scire, vtrum sis albus an ater homo:

Nicht aus eitler Neugierde dieser Art thut der vorsichtige Untersucher jene Frage; sondern, weil jeder neue bestimmtere Umstand, jede neue angeführte Thatsache, neuen Stof an die Hand giebt, der sich verarbeiten läßt, und Mittel darbeut, den streitigen Punkt zu bestärken oder zu schwächen! Wenn man also, zum Beyspiel, im gegenwärtigen Falle sagte, der Ungenannte heiße Johnson — er wohne in der Grafschaft Derby — er besitze

diese Papiere schon seit mehrern Jahren, sein Großvater habe sie vom Sempronius erhalten, von welchem er in dem und dem Jahr ein Landgut kaufte, und Sempronius vom Titius, der ein Sachwalter gewesen sey, dessen sich Shakspeare oder Heminge, oder Condell in gerichtlichen Angelegenheiten bedienten, und der nach dem Absterben des Einen oder andern von ihnen ohne Testament, diese Sachen in Besitz erhielt; wenn diese oder ähnliche Umstände angeführt würden, so ließe sich eine jede dieser Angaben bestreiten, und, nach dem Ausfalle dieses Streits, würden sie dann die Glaubwürdigkeit der Handschriften selbst entweder verstärken oder schwächen.

Leute, die nicht mit dem Gange gerichtlicher Untersuchungen, oder mit der eigentlichen Verfahrungsart der Rechtsgelehrten bey der Beweisprüfung, bekannt sind, wundern sich oft über kleine, wenig bedeutende Fragen, die man an

sie als Zeugen thut, und halten dieselben für unnütz oder lästig und zudringlich. Wenn aber z. B. bei der Untersuchung eines Testaments gefragt wird, ob der Erb-Lasser, als er es machte, im Bette gelegen oder im Lehnstuhl gesessen habe, von welcher Größe oder Form das Zimmer gewesen, wie viel Personen dabey zugegen gewesen, wer das Licht angezündet oder das Siegellack hergereicht habe; so weiß der kluge Richter sehr wohl, warum er alle diese Fragen thut; und da, wo Erdichtung und Betrug im Spiele sind, beweist oft der Erfolg, daß dergleichen Fragen nicht unnütz waren. Wenn man nemlich die darauf ertheilten Antworten mit dem Zeugniß Andrer und der wirklichen Thatsache zusammenhält, so wird dadurch zuweilen die ganze vorgebliche Urkunde auf einmal über den Haufen geworfen.

„Aber, fragt Herr Ireland, wenn sich „die Streitfrage nicht völlig und hinreichend,

„weder durch die Handschriften selbst, ihr Papier „oder Pergament, noch durch die daran han„genden Siegel, noch durch die übrigen Umstände „ihrer Auffindung, entscheiden läßt, und gänz„lich durch den Ort und die Person, welche „diese Papiere zuerst in Händen hatte, muß „ausgemacht werden; was hilft dann aller „Scharfsinn des Kunstrichters, oder alle Geschick„lichkeit und Arbeit des Alterthumsforschers?“ — Auf diese Frage bedarf es keiner weitern Antwort, als, daß man glaubt, kein Vernünftiger werde ja so abgeschmackt seyn zu sagen, daß die Aechtheit dieser Papiere gänzlich von dem Ort abhänge, wo, oder von der Person, bey der sie gefunden wurden, wenn gleich der Untersucher gleich Anfangs von allen diesen Umständen billig hätte benachrichtigt werden müssen. Diese Benachrichtigung dient, wie schon gezeigt ist, bloß dazu, daß man auf die Papiere achte, und sie durchlese. Darin wird man indeß mit dem

Herausgeber einverstanden seyn, daß in dem Falle, wenn diese Handschriften unächt sind, der Kunstrichter und Alterthumsforscher im Stande seyn wird, den Betrug zu entdecken.

Herr Ireland foderte in seiner Ankündigung die Kenner zur Ansicht und Prüfung der Handschriften auf, und erbot sich, sie ihnen vorzulegen. Man könnte sich vielleicht wundern, daß Männer, die mit des Dichters Werken so vertraut sind, als die Herren Steevens, Farmer und Malone, dieser Einladung nicht Gehör gaben. Der letztere erklärt indeß, er habe sich gleich Anfangs vorgenommen, die Papiere in dem Hause ihres Besitzers nicht in Augenschein zu nehmen, und es sey ihm lieb gewesen zu finden, daß sein Freund, Dr. Farmer, und Herr Steevens, eben diesen Entschluß gefaßt hatten. Sie fürchteten nämlich, daß die Namen derer, bey denen man eine mehr als gewöhnliche Sachkenntniß in Ansehung

dieser Handschriften voraussetzen konnte, ihnen ein gewisses Ansehen und eine Glaubwürdigkeit verschaffen könnten, auf die sie doch bey der geflissentlichen Verheimlichung ihrer Entdeckungsart keinen Anspruch zu machen hatten. Hr. Malone hatte indeß nichts dawider, sie anderswo durchzusehen; und als ihn daher, sehr bald nach ihrer ersten Ankündigung, einer seiner Bekannten bat, diese ihm unschätzbar dünkenden Schätze in seinem Hause zu sehen, wo er sie, wie er zu verstehen zu geben schien, oft in Händen habe, welches sich doch, wie sich hernach zeigte, der Fall nicht war; so nahm er gern diese Einladung an, und gieng ein paar Tage darauf zur verabredeten Zeit zu ihm; aber diese Seltenheiten waren damals nicht sichtbar. Wenige Tage darauf erhielt er eine genaue Kopie von der Handschrift des Grafen von Southampton, und meldete seinem Freunde schriftlich, wenn er den Brief, den dieser Graf an Shakspeare ge-

schrieben haben solle, erhalten könne, so sey er jetzt im Stande, die Kopie seiner ganz unzweifelhaften Schriftzüge dagegen zu halten, wodurch sich denn auf Einmal die Wahrheit oder Falschheit des vorgeblichen Originals zeigen werde. Er setzte den Wunsch hinzu, daß sein Name nicht genannt würde, weil er nicht gern auf irgend eine Art seine Autorität bey dieser Sache mit ins Spiel bringen wollte. Sein Freund verschafte ihm indeß jenen Brief nicht, und Hr. Mal. gab sich in dieser Sache keine weitere Mühe.

Jetzt also hält er sich in seiner gedachten umständlichen Prüfung bloß an die in Kupfer gestochnen Kopieen dieser Handschriften, die ohne Zweifel sehr genau nach den Originalen genommen sind, und übernimmt darin den Beweis aus ihrer Orthographie, aus ihrer Phraseologie, aus den ausdrücklich benannten oder vorauszusetzenden Zeitangaben, und

aus der Unähnlichkeit der Schriftzüge, daß kein einziges Papier, keine einzige Urkunde dieser sonderbaren Sammlung von den Personen aufgesetzt oder geschrieben sey, denen sie beygelegt werden. Er geht daher die darin gelieferten Handschriften nach einander einzeln durch; und es verlohnt sich schon der Mühe, ihm in den wesentlichsten Puncten seiner Untersuchung zu folgen.

I.

Brief der Königin Elisabeth.

Er ist an Shakspeare gerichtet, und lautet wörtlich so:

Wee didde receive your pretty Verses goode Masterre William through the hands off oure Lorde Chambelayne ande wee doe Complemente thee onne theyre greate excellence. Wee shalle departe fromme Londonne to Hamptowne forre the holydayes where wee shalle expecte thee withe thye beste

Actorres thatte thou mayste playe before oureselfe toe amuse usse bee notte slowe butte comme toe usse bye Tuesdaye nexte asse the lord Leycesterre wille bee withe usse.

Elizabeth. R.

Die Aufschrift:

For Master William Shakspeare atte the Globe bye Thames.

Und auf einem kleinen angesteckten Zettel:

Thys Letterre I dydde receyve fromme mye moste gracyouse Ladye Elizabethe ande I doe requeste itte maye bee kepte withe alle care possyble.

Wm. Shakspeare.

Zu Deutsch, der Brief selbst:

„Wir haben eure artigen Verse erhalten, „guter Meister William, aus den Händen unsers „Lord-Kämmerers, und wir wünschen dir Glück „zu ihrer großen Treflichkeit. Wir werden auf „die Feyertage von London nach Hampton gehen,

„wo wir dich mit deinen besten Spielern erwar„ten werden, damit du vor uns spielest, uns „die Zeit zu kürzen. Säume nicht, sondern „komm auf nächsten Donnerstag zu uns, sinte„mal auch der Lord Leicester bey uns seyn wird.“

Und die Aufschrift des Briefes: An Mr. William Shakspeare, zur Weltkugel bey der Themse.

Der angesteckte Papierstreif von Shakspeare's Hand: „Diesen Brief empfieng ich „von meiner allergnädigsten Frau Elisabeth, und „will, daß er sorgfältigst aufbewahrt werde.“

Man sieht bald, sagt unser Kunstrichter, daß dieser Brief nicht in den Strom getaucht sey, in welchen Achill, der Sage nach, von seiner Mutter getaucht seyn soll. Er ist nämlich nicht, wie dieser Held es dadurch wurde, nur an Einer Stelle verwundbar, daß kaum ein einziger Fleck an diesem und allen übrigen Papieren

ist, wo man ihnen nicht beikommen kann. Spuren der Erdichtung trägt er überall.

Außerdem erinnert er noch vorläufig, daß diese und einige andere Handschriften dieser Sammlung, jede ihr besondres Vorbild haben, wonach sie geformt sind; ein Modell, das entweder noch vorhanden ist, oder ehedem vorhanden war. Der Buchhändler Lintot war der Erste, der in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Gedichte Shakspeare's v. 1710 eines eigenhändigen Briefes von K. Jakob I. an unsern Dichter erwähnte, der hernach lange in Sir William Davenant's Händen gewesen seyn soll, jetzt aber verloren gegangen ist. In dieser Anekdote liegt, wie es scheint, der Keim und der erste Anlaß zu dem gegenwärtigen Briefe der Königin Elisabeth.

Sir Joshua Reynolds pflegte zu behaupten, daß ein Mahler selbst in Fantasiestücken es nicht wagen sollte, eine menschliche Figur zu

zeichnen, ohne ein Modell vor sich zu haben, so weit er auch immer davon abgehen möchte; denn dadurch würde er wenigstens vor wilder und unnatürlicher Ausschweifung seiner Ideen sicher seyn. Der Urheber jenes Briefes hatte indeß solch ein Vorbild nur bloß in Gedanken; beym Hinschreiben selbst hatte er gewiß die Schriftzüge der Personen nicht vor sich, die er schreiben ließ, außer die Namensunterschrift der Königin, die er aber erbärmlich genug nachgemacht hat *). Daher denn das Wilde und Ausschweifende, welches durch solch ein Modell, so unbehülflich auch die Nachbildung ausgefallen wäre, doch hätte können vermieden werden.

Nach diesen vorläufigen Erinnerungen geht

---

*) Malone hat auf der ersten Kupfertafel die ächten Schriftzüge der Königin Elisabeth mit den vorgeblichen in den *Miscellaneous Papers*, und selbst das aus beyden gezogne ächte und unächte Alphabet ihrer Handschrift zusammengestellt.

nun Malone zu der genauern Prüfung dieses Briefes nach den oben bemerkten vier Gesichtspunkten fort. Sein Freund, glaubt er, werde vielleicht dazu lächeln, daß er sich den von den unrichtigen Schriftzügen hergenommenen Grund bis zuletzt aufspart, weil damit allein schon die ganze Sache würde abgethan seyn. — Als einst ein König von Spanien durch eine Stadt seines Reichs kam, die er seit langen Jahren nicht besucht hatte, fand die Obrigkeit des Orts es schicklich, ihm zu seiner Ankunft in dieser Gegend Glück zu wünschen. Der Abgeordnete wurde hereingeführt, und fieng eine feyerliche Anrede an, die er sehr mühsam einstudirt hatte, und bedauerte zuerst seine Ungeschicklichkeit, die Seine Majestät ihm zu Gnaden zu halten geruhen würde, weil sein Principal nicht im Stande wäre, persönlich aufzuwarten. Wegen seines Ausbleibens, sagte er, wolle er sich unterfangen, verschiedne wichtige Gründe anzuführen, wovon

der erste wäre, daß er gestorben sey. Man erräth von selbst, daß man dem einfältigen Abgeordneten sagte, er könne sein Latein sparen, und brauche sich mit keinen weitern Entschuldigungen zu bemühen. Wenn ich nun, fährt Malone fort, dem Beyspiele dieses Redners aus einer Landstadt folgte, und ein für allemal eine ächte Probe von den Schriftzügen der Königin vorwiese, so könnte ich mir freylich einige Mühe sparen. Lieber aber will ich doch den einmal mir vorgezeichneten Weg einschlagen, und etwas weiter ausholen. Denn ob ich gleich einsehe, daß diese Erörterung überflüßig ist, so dient sie doch vielleicht dazu eine völligere und gewissere Ueberzeugung in den Gemüthern mancher Leser zu bewirken.

In dem bekannten kritischen Streite über die Aechtheit der von Chatterton herausgegebenen vorgeblichen Rowleyischen Gedichte brachte der Verfasser einer der ersten damaligen

Streitschriften *) eine Menge von Proben wirklich altenglischer Verse bey, aus deren Vergleichung sich unwidersprechlich ergab, daß die wirklich alten und dieser ihnen, dem Vorgeben nach, gleichzeitige Dichter unmöglich zu gleicher Zeit gelebt haben konnten. Von allen Beweisen, deren in der Folge noch mehrere, besonders von Warton und Tyrwhitt hinzukamen, waren diese die einleuchtendsten und die bündigsten. Eben so wird es auch im gegenwärtigen Falle schon hinreichend seyn, die Schreibungsweise dieser und der übrigen Handschriften mit der wirklichen Schreibung der Königin Elisabeth und der übrigen angeblichen Urheber zusammen zu halten.

In der eben gedachten Streitigkeit bemerket man mit Recht, daß die Orthographie und Sprache in den Gedichten, die von Rowley

---

*) Cursory Observations on the Poems attributed to *Thomas Rowley*, Lond. 1782. 8.

seyn sollten, gar nicht einem einzigen Zeitalter eigen wären, sondern zu mehrerley Zeiten üblich waren. In den vorliegenden Handschriften ist die Orthographie noch unendlich leichter zu bestreiten; denn man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Schreibung in diesem Briefe, so wie in allen den übrigen Papieren, nicht nur keinesweges die Orthographie der Königin Elisabeth, oder ihres Zeitalters sey, sondern daß sie überall in gar kein Zeitalter gehöre. Dieß gilt z. B. von dem Verbindungsworte *and*, welches hier *ande*, von *for*, welches hier, und fast immer *forre* geschrieben wird, und sich sonst, so geschrieben, nirgend findet. Der unbehülfliche Fabrikant hatte *far* in alten Büchern *farre* geschrieben gesehen, und nahm nun ganz treuherzig an, das ähnliche *for* habe ehedem ein gleiches Anhängsel gehabt.

Die abgeschmackte Ueberladung fast aller Wörter mit Konsonanten und Vokalen muß

jedem Leser sogleich auffallen, der nur irgend englische Bücher der damaligen Zeit gelesen hat. Um aber die Sache noch mehr ins Licht zu setzen, hat sich Malone *) die Mühe gegeben, einige Proben von Orthographie von Chaucers Zeiten an bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, folglich von beynahe zweyhundert Jahren, der Länge nach vorzulegen. So lehrreich die Folge derselben an sich ist, um daraus die fortschreitenden Verändrungen der englischen Schreibweise kennen zu lernen, so würden sie doch für wenig deutsche Leser Interesse haben. Was er indeß damit beweisen will, ergiebt sich daraus augenscheinlich genug. In Ansehung einzelner Wörter dieses Briefs erinnert er noch, daß damals das Wort *Master* nicht *Masterre* sondern *Maister* geschrieben wurde; daß man von *Londonne* für *London* schwerlich ein ande-

---

*) *Inquiry*, p. 34 — 68.

res Beyspiel finden werde, so wenig als von *Hamptowne.* Einer der ärgsten Mißgriffe war es, *Leycesterre* für *Leycester* zu schreiben. Unerhört wär' es doch, wenn die Königin diesen Namen ihres dreißigjährigen großen Günstlings nicht zu schreiben gewußt hätte, dessen Verständniß mit ihr zu der ärgerlichen Chronik der damaligen Zeiten gehört. Wahrscheinlich gieng kein Tag jener Periode hin, wo sie nicht seinen Namen, den er beständig Leycester schrieb, schriftlich vor sich sah; und wie schön und leserlich er schrieb, sieht man aus einem von Malone gelieferten Nachstiche seiner ächten Handschrift. Die ältere Schreibart dieses Namens, in dem vorhergehenden Jahrhunderte, war nicht Leycesterre, sondern Leycestre; er selbst aber hat ihn nie so geschrieben. Die Königin war, wie bekannt, beständig bey den Sitzungen des geheimen Raths zugegen, und las ohne Zweifel das Protokoll der dortigen täglichen Verhandlungen,

in welchen ihr dieser Name fast jedesmal vor Augen kommen mußte. Und in den drei letzten Lebensjahren dieses Lords, während welcher er sich größtentheils in einer ansehnlichen Bedienung außerhalb Landes befand, muß sie unzählig viele Briefe von ihm erhalten haben.

Noch auffallender wird die Unrichtigkeit der in diesen Briefen befolgten Schreibweise durch eine von unserm Kunstrichter S. 74. dargelegte Vergleichungstafel zwischen der unächten und ächten Orthographie mehrerer Wörter.

Eben so wenig sind Sprache und Phraseologie mit dem damaligen Charakter der Schreibart zutreffend. Das Wort *pretty*, das hier zum Lobe der shakspearischen Verse gebraucht wird, war schwerlich damals schon üblich. Shakspeare und Ralegh haben zwar *pretty tales*, aber nur von mündlichen Erzählungen, nie von schriftlichen Aufsätzen. Auch findet sich das Wort *complement* nirgend in dem erst

spätern Sinne für bekomplimentiren, oder Glück wünschen; und selbst in der Folge wurde es nie schlechthin, sondern immer mit einer Präposition gebraucht. Das Substantiv *complemente*, wie es ehedem immer geschrieben wurde, bedeutete sonst allemal Ausfüllung oder Ergänzung; und *complements* steht beim Shakspeare selbst für *accomplishments*, feine Lebensart, äußere Vollkommenheiten, in *Love's Labour's lost:*

A man of *complements*, whom right
or wrong
Have chose as umpire of their mutiny.

So auch in K. Heinrich V:

Garnisch'd and deck'd in modest *complement.*

Selbst noch im J. 1611 scheint das französische Wort *compliment* nicht in die englische Sprache eingeführt gewesen zu seyn; denn Cotgrave hat es noch nicht in seinem damals ge-

druckten Wörterbuche. Shakspeare selbst scheint es, nach dem Tode der Königin Elisabeth, in einem seiner letzten Schauspiele, *Twelfth-Night*, erst, wie vor ihm Sydney, in dem heutigen Sinne gebraucht zu haben, ob es gleich auch hier für *accomplishment* stehen könnte:

My servant, Sir; — 't was never merry world,
Since lowly feigning was call'd *complement*.

Und im K. Johann:

Saving in dialogue of *complement* —

Aber auch späterhin gaben die Verfasser der Wörterbücher diesem Worte die ältere und herrschende Bedeutung von Ausfüllung. Von dem Zeitworte *to complement* hingegen findet sich bey den Schriftstellern jenes Zeitalters keine Spur. Wär' es aber auch schon gebraucht worden, so müßte doch die beständig damit verbundne Präposition *with* dabey stehen. Auch

das Wort *excellence*, welches hier die Schönheit der übersandten Verse bezeichnen soll, ist sehr verdächtig.

Niemals findet sich in Handschriften damaliger Zeit *oureselfe* in Ein Wort gezogen, sondern immer: *our selfe, your selfes.* Und *to amuze,* in dem Sinne belustigen, die Zeit kürzen, ist völlig neu. Es hieß ehedem: einen in Betäubung und Verwunderung hinhalten, und bezog sich auf die noch gewöhnliche Bedeutung des *to muse,* in Gedanken vertieft seyn. Selbst noch späterhin hieß es gewöhnlich nur so viel als täuschen.

Aeußerst seltsam ist die ängstlich hinzugesetzte Addresse des Briefes: *For Master William Shakspeare atte the Globe bye Thames,* damit er ja richtig möchte bestellt werden. Dazu kommt aber unglücklicher Weise noch, daß das Theater zur Weltkugel (*The Globe Theatre*) zu der Zeit, da dieser Brief geschrie-

ben seyn soll, noch nicht gebauet, und als es errichtet war, nicht an der Themse sondern in Maidenlane stand, einer Straße in Southwark, die ziemlich weit von der Themse lag, wie sich aus Agga's Karte von London ergiebt, die ums Jahr 1568 aufgenommen wurde. Es gab damals noch überall kein eignes Schauspielhaus; und das Theater zur Weltkugel wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach, erst im J. 1594 errichtet, und das Theater zur Rose zwei Jahre früher. Bey dem vorgeblichen Briefe der Königin findet sich freilich keine Zeitangabe; er muß aber doch noch zur Lebzeit des Lord Leycester geschrieben seyn; und dieser starb im September, 1588. Obendrein läßt sich aus mehrern Umständen darthun, daß die Königin zu der Zeit, die man hier voraussetzen müßte, nicht in Hamptoncourt kann gewesen seyn.

Shakspeare wird ferner in diesem Briefe nicht als ein Neuling auf der Bühne, sondern

als ein geübter Schauspieler, als Vorsteher einer Schauspielergesellschaft, behandelt. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam er aber erst im J. 1586 oder 1587 nach London, und war also in diesen Jahren wohl gewiß noch nicht Schauspieldirektor. Von seinen Stücken selbst ist keines so früh geschrieben.

Zwar kündigt der Verfasser des oben angeführten *Comparative View of the Opinions of Mr. James Boaden,* Seite 51. eine erst ganz neulich entdeckte Urkunde an, woraus der Umstand, daß Sh. schon vor 1588 Anführer einer eigenen Schauspielergesellschaft gewesen sey, ganz unzweifelhaft erhellen soll; und diese Urkunde, setzt er hinzu, werde dem Publikum der Länge nach zu gehöriger Zeit vorgelegt werden. Aber mit der Aechtheit dieser Urkunde möcht' es wohl nicht viel besser stehen, als mit der Aechtheit derer, die wir sogleich näher prüfen werden.

In dem vorgeblich von Sh. selbst diesem Briefe angehefteten Zettel sieht man ganz den bescheidnen und sorglosen Dichter, der seine eigne Schriften, unbewußt ihres großen Werthes, und unbesorgt für ihr Schicksal, in die Welt hineinschleuderte, und dagegen seine Briefschaften mit der pünktlichen Genauigkeit eines Kaufmanns oder Advokaten zusammenhielt und verwahrte.

Für den Brief also war er so ängstlich besorgt; aber nicht für die Erhaltung der hübschen Verse, die zu diesem Briefe Gelegenheit gaben? Und sollte die Königin selbst diese Verse nicht mehr geachtet, sie nicht andern mitgetheilt haben? Wie kam es denn, daß sie niemals im Druck erschienen? daß keine Lady Willoughby sie aus ihren Papieren wegnahm? Daß keiner von unsers Dichters Mitschauspielern eine Abschrift von Versen besaßen, die einem ihrer Kollegen so

viel Ehre gebracht hatten? Es ist sehr zu bedauren, daß man diese Fragen nicht früher aufwarf; sie würden ohne Zweifel den ungenannten Guthsherrn, der alle diese Schätze besitzt, bewogen haben, eine fleißigere Nachsuchung nach diesen enkomiastischen Versen anzustellen; und sehr wahrscheinlich hätten sie sich entweder zwischen den Blättern eines von den zwanzigtausend Bänden in Shakspeare's Bibliothek gefunden, die dieser Ungenannte besitzen soll, oder in einer von den kleinern Taschen des weiten grünen Sammetkleides, welches Shakspeare, wie wir bald hören werden, dem Schauspieler Rice bestimmt hatte. Unglücklicherweise aber wurde der arme Rice von dem, der es ihm abliefern sollte, darum betrogen; und dieß Kleid befindet sich nun, wie es heißt, sehr wohl behalten, und so gut noch wie völlig neu, in dem unbekannten Behältnisse, in der großen Kiste mit sechs Schlössern, welche auch noch die ganze

übrige Garderobe Shakspeare's und des Theaters zur Weltkugel enthalten soll. *)

---

*) In einer Note zu S. 99 seiner Schrift setzt Hr. Malone hinzu, daß diese *pretty Verses* sich seitdem angefunden haben, und ihm von einem mit dem Besitzer dieser Schätze genau bekannten Freunde mitgetheilt seyn. Wunders halber mögen sie auch hier einen Platz finden:

To Her HIGHNESS the QUEENES MAIESTIE, from the lowest of Her Servants, WILLIAM SHAKSPERE.

„QUEENE of my thougts by daye, my dreame by night,
My gracious Mistres still is in my sight.
Her full perfections how shall I displaye?
No words the bright IDEA can pourtraye:
To paint her right, would neede her own sweete lays;
None but ELIZA should ELIZA praise. —
By you selected from the mimick band,
So grac'd, so honour'd, by your high command,
Such was the gratitude that thrill'd my heart,
My trembling fingers could not play their parte;
In vain my faithless lyre I try'd to sound,
Mute were the strings and unresponsive found. —
So when some lowly swain essayes to prove
His humble duty and obsequious love,
The practised accents in his throat are lost,
And his best purpose by his virtue crost. —

Und woher mag es kommen, daß diese Verse von dem Lord-Kämmerer der Königin überreicht seyn sollen? Ohne Zweifel daher, weil das

---

Lo, THE DVMB BARD! the spangled courtier cries,
And round me speechless, all St. James's flies;
Each titled Dame deserts her rolls and tea,
And all the Maids of Honour crye — Te! He! —
From the gay tittering throng dismay'd I fled,
Nor knowe I where to hide my wretched head."

Im Originale soll noch eine Anmerkung beygefügt seyn, daß der in diesen Versen besungne große Unfall, aus Ehrfurcht zu verstummen, dem Dichter bei einem Frühstücke begegnet sey, welches die Königin einer auserlesenen Anzahl von ihren Hofleuten beiderley Geschlechts gegeben habe, von denen auch eine ganze Reihe namentlich angeführt wird. Hr. M. macht freilich einige kritische Erinnerungen, wodurch die Aechtheit dieser Verse zweifelhaft werden könnte; z. B. über das Wort *idea*, über das Theetrinken, u. dergl. die er aber doch alle für eben so leicht zu widerlegen und zu beurkunden hält, als alle Anachronismen und Sonderbarkeiten in den *Miscellaneous Papers*. Man sieht bald, daß die ganze Note, die ganze Angabe der aufgefundenen Verse, und diese Verse selbst, lauter Persiflage sind.

heutiges Tages der gewöhnliche Weg seyn würde. Hätte aber Sh. jemals dergleichen Verse verfertigt, so würden Tylney, der die Hoflustbarkeiten zu veranstalten hatte, und Sir Thomas Heneage, der Kammerschatzmeister, von denen die damaligen Schauspieler die königlichen Befehle und Belohnungen erhielten, einer oder der andre von ihnen würde ohne Zweifel von ihm ersucht worden seyn, diesen Beweis seiner Verehrung der Königin zu Füßen zu legen.

Und nun noch der letzte und triftigste Beweis von der Unächtheit dieses Briefes: die gänzliche, durchgängige Unächtheit aller Schriftzüge, bloß die Namens-Unterschrift ausgenommen, mit der ächten Handschrift der Königin Elisabeth. Aber selbst jene Namens-Unterzeichnung ist eine sehr unbehülfliche und verunglückte Kopie, in welcher Malone nicht weniger als sechs große Fehler entdeckt. Die Züge sind nämlich, um diese Fehler nur kurz anzuführen, für die vor-

auszusetzende Zeit, in welcher der Brief geschrieben seyn müßte, zu klein; die Züge neigen sich seitwärts, und in ihrer ächten Handschrift gehen sie gerade in die Höhe; der krause untre Zug des großen Anfangsbuchstaben ist falsch angebracht; der Buchstab *a* ist ganz unrichtig gezogen; das *b* ist unten offen; und das hinzugesetzte *R* ist nicht, wie sie immer that, mit dem Endbuchstaben ihres Namens vermittelst eines dadurch gehenden Federzuges verbunden. Solch eine Abweichung findet sich bey genauerer Ansicht; und doch hatten manche nicht unkundige Männer dieser Namensunterschrift, auf den ersten, aber zu flüchtigen Anblick unleugbare Aechtheit zugestanden. Die Zusammenstellung der wirklich ächten Schriftzüge der Königin mit diesen vorgeblichen auf der von M. beygefügten Kupfertafel macht den Unterschied vollends einleuchtend; und außerdem hat er noch einige andre eigenhändige Briefe von ihr mitgetheilt, um daraus den Charakter ihrer

Briefsprache, der gleichfalls ganz ein andrer ist, daraus abzunehmen. Bey der dem damaligen Zeitalter eignen gezierten Künstelei des Ausdrucks bemerkt man darin doch einen gewissen Anstrich von gesundem Verstande, der jenem vorgeblichen Briefe durchaus fehlt.

2.

Auszüge aus Papieren vermischten Inhalts.

Diese vier Stücke sind so voller Widersinn und Ungereimtheit, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, sie einer nähern Prüfung zu unterwerfen. Sie sind indeß sehr kurz, und lassen sich bald abfertigen. Das erste dieser Papiere lautet so:

„Inne the yeare of Christ

(*hiatus valde deflendus!*)

„Forre oure Trouble inne goynge toe Playe before the Lorde Leycesterre ats house and oure greate Expenneces thereuponne 19 poundes.

Receivedde ofs Grace the Summe o 50 Poundes.

Wm. Shakspeare."

D. i. „Für unsre Mühwaltung bey der Aufführung eines Schauspiels vor dem Lord Leicester in seinem Pallaste, und unsre darauf verwandten Unkosten 19 Pfund.

Empfangen von Sr. Gnaden die Summe von 50 Pfund.

William Shakspeare."

Da dieß das erste unter gegenwärtigen Papieren von Shakspeare's vorgeblicher eigner Handschrift ist; so wird es nöthig seyn, uns über die rechte Art, des Dichters Namen zu schreiben, in eine etwas umständliche Erörterung einzulassen. Steevens und Malone selbst haben unschuldigerweise den Zusammenschmieder aller dieser Neuigkeiten zu einem jämmerlichen Irrthume verleitet, der allein schon, ohne alle weitern Nebengründe, die Unächtheit und

Unterschiebung dieser ganzen heterogenen Masse außer allem Zweifel setzen könnte.

Im Jahre 1776 zeichnete Steevens, in Malone's Gegenwart, mit der größten Genauigkeit die drei Unterschriften des Dichters unter seinem letzten Willen nach. Zwei davon dünkten ihnen offenbar Shakspere geschrieben zu seyn; und sie hielten daher die dritte für abweichend davon, weil die zweite Sylbe nach dem *e* noch ein *a* zu haben schien. Und so schrieben sie, und andre nach ihnen, seitdem beständig; Shakspeare. Auffallend hätte ihnen freylich der Umstand seyn müssen, daß jemand seinen Namen auf dem nämlichen Papiere zweimal auf die Eine, und das drittemal auf eine andre Art schreiben konnte; und doch wurde Malone den Irrthum nicht eher gewahr, bis er, ungefähr vor drei Jahren von einem Ungenannten darüber schriftlich belehrt wurde, daß in der letzten Unterschrift des Namens vor dem *r* freilich ein

überflüßiger Strich befindlich war, der aber vermuthlich vom Zittern der Hand herrührte, und daß dieser Name, gleich den beiden andern, eigentlich doch Shakspere geschrieben sey. In dem *Fac-Simile*, welches Malone in seiner Ausgabe von 1790 nachstechen ließ, hatte der Kupferstecher den Irrthum begangen, über das *e* ein *a* zu setzen, da doch das, was er für diesen letztern Buchstaben hielt, bloß ein Abkürzungszeichen war, mit einem Zuge oder Schnörkel zu Anfange desselben, wodurch es den Anschein eines Buchstaben erhielt. Malone zog daher das Original noch einmal zu Rathe, um sich zu überzeugen, ob dabei ein Irrthum begangen sey.

Es fand sich im Jahr 1768 eine von Shakspeare ausgestellte Verschreibung auf ein von ihm angekauftes kleines Grundstück in Blackfriars, die der Entdecker, Albany Wallis, an den verstorbnen Garrick schenkte; und von diesem wurde der oben gedachte Nachstich ge-

nommen. Diese Urkunde wünschte jezt Malone abermahls zu vergleichen; Garrick's Witwe wußte sie aber nicht aufzufinden. Glücklicherweise aber fand Hr. Wallis jezt noch das gleichfalls von Sh. unterzeichnete Doppelstück zu dieser Verschreibung auf, wodurch Malone's Muthmaßung völlig bestätigt wurde. Denn hier erschien das Abkürzungszeichen wirklich auf die vorausgesezte Weise; und man sieht daraus, daß unser Dichter seinen Namen Shakspere schrieb. Man findet davon auf der zweiten Kupfertafel bey Malone's vorliegender Schrift einen genauen Nachstich; ob er gleich in der bald zu erwartenden Lebensbeschreibung des Dichters die Gründe anführen wird, warum er noch immer fortfährt, diesen Namen Shakspeare zu schreiben. Er selbst aber schrieb ihn gewiß auf jene Art; und man sieht also, daß diese Papiere, wo der Name auf diese leztere Art geschrieben ist, untergeschoben sind.

Hätten also Steevens und Malone dem Erdichter dieser Handschriften eine Falle stellen wollen; so hätten sie dieselbe nicht geschickter anlegen können. Von dem letztern wird indeß gezeigt, daß er hier unschuldigerweise einen zweiten Fehler durch den deutschen Schriftzug des *r* veranlaßte. Auch hier schrieb man übrigens den Namen auf beyderley Art, und mit beiderlei Schriftzügen. Mit dem *r* begieng er einen nicht minder auffallenden Fehler.

Außerdem aber giebt es in diesem kurzen Empfangschein der Verstoßungen noch mehrere. Die Schreibweise gehört hier, wie in allen übrigen Papieren, in kein bestimmtes Zeitalter. Schlau genug fehlt die, vermuthlich von Mäusen weggefressene, Jahrzahl; aber vor dem September 1588 muß dieser Schein doch auf jeden Fall ausgestellt seyn. Shakspeare mußte doch auch wohl Lord Leycester's Namen richtig zu schreiben wissen, da er nur achtzehn englische

Meilen weit von Kenelworth-Castle von Kindheit auf gewohnt hatte, und schon in früher Jugend mit der Schauspielergesellschaft des Grafen bekannt gewesen war. Und dann stehen hier die beyden Summen mit arabischen Ziffern geschrieben, die damals doch beständig mit römischen Zahlen ausgedrückt wurden, wie sich aus allen Rechnungen und Rechnungsbüchern aus den Zeiten der Königin Elisabeth ergiebt. Auch findet sich, daß die bei Hofe gegebnen Schauspielervorstellungen gewöhnlich nur mit zehn Pfund Sterling bezahlt wurden, obgleich Malone sie ehedem irrig auf zwanzig Pfund angegeben hatte. Dieser Irrthum ist höchst wahrscheinlich der Grund, daß hier 19 Pfund in dem Empfangscheine selbst gesetzt sind; und nun läßt man den Lord aus übergroßer Freygebigkeit noch 31 Pfund über die Foderung bezahlen, und überhaupt 40 Pfund mehr, als die Königin selbst. Ob übrigens Shakspeare und seine Gesell-

schaft im Dienste des Lords waren, oder nicht, und wie sie im letztern Falle zu dem Vorzuge kamen, vor ihm zu spielen, davon wird sehr weislich keine Sylbe erwähnt.

Noch oben drein muß unser Dichter so unwissend seyn, daß er dem Grafen nicht seinen rechten Titel zu geben weiß. Diejenigen Pairs, welche nicht Herzöge waren, wurden damals beständig your honour angeredet. His Grace gehörte, wie jetzt noch, nur für Herzöge, und ehedem sogar für den König: The King's Grace. Diesen Titel gab man zuweilen auch der Königin Elisabeth. Unserm Dichter, dem überall nichts fremd war, blieb auch dieser Umstand nicht fremd. In dem ersten Theile Heinrichs IV. in der Scene, wo sich Falstaff und der Prinz eins ums andere den Spaß machen, den König vorzustellen, sagt Falstaff, wenn er, in der Person des Prinzen, Heinrich als König anredet: your *Grace* would take

me with you; what means your *Grace*? Auch den Prinzen und Prinzeßinnen vom Geblüte gab man diesen Titel. Daß er aber zu unsers Dichters Zeiten die eigentliche und gewöhnliche Anrede an Herzöge war, ließe sich durch unzählige Beyspiele darthun. Hier nur Eins aus Shakspeare selbst. Gleich in der ersten Scene des ersten Akts von Heinrich VIII, reden die Herzöge von Norfolk und Buckingham so zu einander:

Buck. Good-morrow, and well met.
How have you done
Since last we saw in France?

Nor. I thank your *Grace*;
Healthful. — —

Das zweite dieser vermischten Papiere ist ein ähnlicher Empfangschein, in dem es eben die auffallenden Verstöße giebt, und bey dem sich langes Verweilen nicht der Mühe verlohnt. Die folgenden beyden betreffen Gelder,

welche Shakspeare dem John Heminges nach bestimmter Verfallzeit zu zahlen verspricht, und des leztern Schein über den richtigen Empfang. Auch ihre Unächtheit ist auffallend. Die Verschreibung betrifft 5 L. 5 Sh. welches gerade, und schwerlich wohl bloß zufällig, fünf Guineen macht, von denen man doch damals nichts wußte; andrer von Malone angeführter Widersinnigkeiten nicht zu gedenken. In der vorgeblichen Handschrift des Schauspielers Heminges sind die Schriftzüge so regellos und von einander so ganz abweichend, daß kein Mensch je so kann geschrieben haben. Dr. Johnson hatte, gleich manchen andern, die Weise, allen seinen Buchstaben die Richtung nach der Linken hin zu geben, die sonst gewöhnlich sich nach der Rechten neigt; aber nur ein Betrunkner oder Wahnwitziger kann seine Züge bald rechts, bald links hin gehen lassen, wie es hier der Fall ist. Malone hat außerdem wirklich eine eigenhändige ächte

Urkunde von John Heminges aufgetrieben, wovon er einen Nachstich mittheilt, und deren Schriftzüge gerade so viel Aehnlichkeit mit dieser vorgeblichen Handschrift haben, als hebräische oder chinesische Buchstaben mit lateinischen. Und oben drein beweist er mit andern ähnlichen Verschreibungen damaliger Zeit, daß die Form derselben ganz anders war.

Uebrigens wurde dieser genaue und unermüdete Forscher durch die gegenwärtige Untersuchung, und durch die Beyträge eines seiner Freunde, veranlaßt, tiefer in den Gegenstand einzudringen, und über den Ursprung und die Geschichte der Verschreibungen und des Papierkredits eine eigne, sehr lesenswürdige Abhandlung seiner Schrift als Anhang beyzufügen, der wohl der Länge nach übersetzt, und mit Zusätzen eines Sachkenners über die Entstehung der Geldverschreibungen in Deutschland vermehrt zu werden verdiente. Hier

muß ich sie indeß, um größere Weitläuftigkeit zu vermeiden unberührt lassen.

3.

Ein Brief von Shakspeare an Anna Hatherrawaye.

Jetzt, sagt Malone, *) sollt' ich billig in gehöriger Form die Göttin der Liebe, und ihren Sohn, und alle Liebesgötter und Grazien anrufen, meiner Rede Gehör zu geben; denn siehe! hier ist ein Brief des Stratfordschen jungen Dichters an die Dame seines Herzens, die in der Folge seine Gattin ward. Wenn gleich die Liebe, wie der Tod, allen Unterschied aufhebt; so hebt doch diese Leidenschaft, die erste Schöpferin der Poesie, den Geist eben so sehr empor, als sie das Herz veredelt, und macht fast jedermann beredt. Was läßt sich also nicht von den zärtli-

*) An Inquiry into the Authenticity of certain miscellaneous papers and legal Instruments, etc. p. 142.

chen Ergießungen der Seele Shakspeare's unter solchen Umständen erwarten! — Hier ist erstlich der Brief selbst:

Dearesste Anna,

As thou haste alwaye founde mee toe mye Worde moste trewe so thou shalt see I have stryctlye kepte mye promyse I praye you perfume thys mye poore Locke with thy balmye kysses forre thenne indeede shalle Kynges themselves bowe ande paye homage toe itte I doe assure thee no rude hande hathe knottedde itte thy Willys alone hathe done the worke Neytherre the gyldedde bawble thatte envyronnes the heade of Majestye noe norre honourres moste weyghtye wulde give me halfe the joye as didde thysse mye little worke forre thee The feelinge thatte dydde neareste approache untoe itte was thatte whiche commethe nygheste untoe God meeke ande gentle Charytye forre thatte Vir-

tue O Anna do I love do I cheryshe thee inne mye hearte ſorre thou arte ass a talle Cedarre stretchynge ſorthe its branches ande succourynge the smallere Plants fromme nyppynge Winneterre orr the boysterouse Wyndes Farewelle toe Morrow bye tymes I wille see thee tille thenne

Thyne everre

Wm. Shakspeare.

Das iſt verdolmetſcht:

„Theuerſte Anna,

„Wie Du mich allemal meinem gegebenen „Worte höchſt treu befunden haſt, ſo wirſt Du „ſehen, daß ich aufs genauſte mein Verſprechen „gehalten habe Ich bitte Dich, umdufte dieſe „meine arme Locke mit Deinen balſamiſchen „Küſſen; denn alsdann werden gewiß ſelbſt „Könige ſich vor ihr beugen und ihr huldigen. „Sey verſichert, keine ungeſittete Hand hat ſie „geflochten; Deines Wilhelms Hand allein hat

„daran gearbeitet. Weder das vergoldete Flit-
„terband, welches das Haupt der Könige um-
„giebt, noch die ansehnlichste Ehre würde mir
„halb so viel Freude machen, als mir diese kleine
„Arbeit für Dich gewährt hat. Das Gefühl,
„welches ihr am nächsten kam, war das, welches
„der Gottheit am nächsten kommt, sanfte und
„milde Zärtlichkeit. Um dieser Tugend willen,
„o Anna, lieb' ich Dich, und hege Dich in
„meinem Herzen; denn Du bist gleich einer ho-
„hen Ceder, die ihre Zweige emporstreckt, und
„die kleinen Pflanzen vor dem versehrenden Win-
„ter oder vor den stürmenden Winden schützt.
„Fahr wohl; morgen bey guter Zeit seh ich Dich.
„Bis dahin

Ewig der Deinige,

Shakspeare."

Dieser köstliche Brief ist mit einer Haarlocke des Dichters begleitet, wovon gleichfalls ein Fac-Simile gegeben ist. Sie war, sagt

Herr Ireland äußerst künstlich geflochten, und zu dicht, um sich losgeben zu können. Unten steht als Aufschrift des Briefes: *Anna Hatherrewaye*; und des Dichters prophetischer Geist sah also voraus, daß nach zweyhundert Jahren die Mode aufkommen würde, das ehedem durchaus gebräuchliche *to* oder *for* vor dem Namen wegzulassen. Bey dem allen konnte dieser Brief schwerlich je richtig bestellt werden; denn Shakspeare's Geliebte und nachmalige Frau hieß nicht so, sondern Anne Hathaway. So umständlich sich übrigens Malone über die verächtliche Art ausläßt, womit in diesem Briefe von Königen und Königskronen geredet wird, und worin er ganz den Geist der heutigen Denkart zu erkennen glaubt; so möchte doch dieser Grund wohl wenig Gewichte haben. Er führt außerdem mehrere Stellen an, worin unser Dichter die königliche Krone immer golden, aber nie vergoldet nennt, und andre worin

er von Königen und ihrer Würde aus einem ganz andern Tone spricht. Auch die Vergleichung mit einer Ceder ist ihm verdächtig; wenigstens gab es in England damals noch keine Cedern; und das ganze Bild, vornehmlich den Umstand, daß die Ceder die unter ihr wachsenden niedern Pflanzen vor der Versehrung des Winters schützt, konnte er aus dem, was in der Bibel von den Cedern Libanons vorkommt, wohl nicht entlehnen. Am Ende ist auch gerade das Gegentheil wahr, weil ein stark belaubter Baum durch seinen Schatten die untern Pflanzen eher vernichtet, als ihnen aufhilft.

4.

Verse von Shakspeare, an Anna Hatherrewaye gerichtet.

1.

Is there inne heavenne aught more rare
Thanne thou sweete Nymphe of Avon fayre

Is there onne earthe a manne more trewe
Thanne Willy Shakspeare is toe you.

2.

Though fyckle fortune prove unkynde
Stille dothe she leave herre wealthe behynde
She neere the hearte canne forme anew
Norre make thye Willys love unnetrue.

3.

Though Ages witherd hand doe stryke
The forme moste fayre the face moste bryghte
Stille dothe she leave unnetouchedde ande trewe
Thy Willys love ande freyndshyppe too.

4.

Though deathe with neverre faylynge blowe
Dothe Manne ande babe alyke brynge lowe

Yette doth he take naughte butte hys due
Ande strykes notte Willys hearte stille trewe.

5.

Synce thenne forretune deathe nor Age
Canne faythfulle Willys love asswage
Thenne doe I live ande dye forre you
Thy Willye syncere ande moste trewe.

Das ist:

„Giebt es im Himmel irgend etwas Sel„teners, als die holde Nymphe am schönen „Avon? Giebt es auf Erden Einen, der ge„treuer wäre, als Wilhelm Shakspeare Dir „ist? — Wenn gleich das wankelmüthige Schick„sal auf mich zürnt, so läßt es mir doch meinen „wahren Reichthum; nie kann es dieß Herz „umschaffen, oder Dir die Liebe Deines Wil„helms abtrünnig machen. — Wenn gleich „des Alters dürre Hand die reizendste Gestalt, „das schönste Antlitz trifft; so läßt sie doch die

„Freundschaft und Liebe Deines Wilhelms unan-
„gefochten und Dir getreu. — Wenn gleich der
„Tod mit nie verfehltem Streiche Mann und
„Kind gleich schwer zu Boeden legt, so nimmt
„er doch nur den ihm gebührenden Zoll, und
„macht Wilhelms Liebe Dir doch nicht abwendig.
„— Und weil denn Schicksal, Tod und Alter
„des treuen Wilhelm's Liebe nicht zu überwälti-
„gen vermögen; so leb' ich und sterb' ich für Dich,
„Dein redlicher und treuester Wilhelm."

Man weiß wahrlich nicht, was man aus diesem Dinge machen, ob es ein Liebessonnet, oder ein Reimlein für einen Ring vorstellen soll. Es ist der Mühe nicht werth, sich bey der nichtswürdigen Kinderey lange zu verweilen Es ist lauter klare Wassersuppe, die nichts Aehnliches in ihrer Art hat.

5.

Shakspeare's Schreiben an den Grafen von Southampton, nebst dessen Antwort.

Wo möglich, übertreffen diese beiden Briefe an Abgeschmacktheit alles bisher Untersuchte; denn jeder Umstand verräth darin offenbaren Betrug, dessen Entdeckung nicht den mindesten kritischen Scharfsinn fodert.

Malone hatte in seiner Ausgabe von den Werken unsers Dichters verschiedene Denkwürdigkeiten aus dem Leben dieses würdigen Grafen gesammelt, die er seitdem noch erweitert hat, und vielleicht, wenn sie für eine Episode nicht zu weitläuftig werden, der von ihm zu erwartenden Lebensbeschreibung Shakspeare's einschalten wird. Desto leichter mußte es diesem scharfsinnigen Kunstrichter werden, die Unächtheit dieser beiden Briefe auf den ersten Anblick wahrzunehmen. Die ganze Idee, solche Briefe, wie

diese, zu schmieden, hatte ihren Ursprung von einer Sage, deren Rowe zuerst erwähnt, und die er, obgleich nicht unmittelbar, von Sir William D'Avenant hatte, daß Lord Southampton unserm Dichter, zum Behuf eines Ankaufs, nicht weniger als die Summe von tausend Pfund geschenkt habe, welches damals gewiß so viel, als heutiges Tages fünftausend Pfund, betrug. Malone hat indeß gute Gründe zu der Voraussetzung in Händen, daß man diese Freigebigkeit des Grafen gar sehr vergrößert habe. Wahr oder falsch indeß, hielt man diese Anekdote für eine sehr schickliche Grundlage zu einem Briefwechsel zwischen dem Gönner und seinem Klienten. Was aber, fragt er mit Recht, hätte wohl solch ein Briefwechsel für einen natürlichen Gang nehmen müssen? Zuerst wäre wohl ein Brief geschrieben, worin dieser liebenswürdige Ermunterer und Beschützer ausgezeichneter Talente seinem Verehrer eine Summe

Geldes zum Geschenk angetragen hätte, entweder als Erkenntlichkeit für die Gedichte, welche Shakspeare ihm zugeeignet hatte, oder aus Bewunderung seiner unnachahmlichen Schauspiele, die der Graf und sein Freund, der Graf von Rutland, mit so vielem Wohlgefallen zu besuchen pflegten. Natürlich wäre darauf dann ein Danksagungsschreiben des Dichters erfolgt. Aber diese natürliche Ordnung hätte gar nicht in den Kram unsers falschen Briefmünzers gedient; denn da hätte in dem ersten Briefe eine bestimmte Geldsumme müssen angegeben werden; und wenn nun etwa ein emsiger Forscher, wie Malone, Urkunden in Händen gehabt hätte, in welchen die Summe ganz anders angegeben wäre, so hätte er den Augenblick hier Betrug entdeckt. Um dieser Schwierigkeit auszuweichen, machte er lieber ein ὕστερον πρῶτερον, und setzte den Brief des Dichters voran, worin er seinem Gönner für die ihm schon bewiesene große Wohl-

that dankt, und läßt ihm den Grafen in seiner Antwort sagen, was er schon wußte, was denn doch aber auch der geneigte Leser erfahren mußte.

Es verlohnt sich der Mühe nicht, diese beiden Briefe abzuschreiben; sie tragen überall, das Apokryphische an der Stirn. Rechtschreibung, Phraseologie und Schriftzüge, verrathen alle den Betrug zu deutlich. Wer Lust hat, sich davon noch mehr zu überzeugen, lese die von Malone umständlich geführten Beweise nach.*) Zum Ueberfluß theilt er zwei noch vorhandne, von Lord Southampton wirklich und eigenhändig geschriebene Briefe mit, woraus man sieht, daß der armselige Zusammenstoppler die Handschrift des Grafen nie gesehen haben kann, der einem jungen gebildeten Edelmann, der eine sehr gute Hand schrieb, das zitternde Gekritzel eines vom Schlage gelähmten achtzigjährigen

*) Inquiry, p. 171 ss.

Greises zuschreibt. Diese vorgeblichen und die wahren Schriftzüge des Grafen machen in den davon gemachten Nachstichen den grellsten Kontrast.

6.

Shakspeare's Glaubensbekenntniß.

Eben die Gründe, welche sich wider die übrigen Stücke dieser Sammlung von Seiten der Rechtschreibung, der Sprache und Phraseologie und der völligen Unähnlichkeit der Schriftzüge geltend machen lassen, treffen auch hier wieder zu. Es ist schon oben bemerkt worden, daß bei der Erdichtung dieser Handschrift verschiedne Anekdoten aus dem Leben Shakspeare's als Veranlassungen benutzt sind. So ist auch dieß vorgebliche Glaubensbekenntniß offenbar nach demjenigen geformt worden, welches Malone in seiner Ausgabe des Dichters von einem gewissen John Shakspeare mitgetheilt hat. Seitdem hat sich indeß gefunden, daß

es nicht von einem Verwandten Shakspeare's herrühren kann. Hier war indeß für den Urheber dieser Papiere willkommener Stof zu einer neuen Erdichtung; und so lieferte er eine zweite ähnliche Urkunde, ohne zu bedenken, wie unwahrscheinlich es ist, daß gerade alle Personen des shakspearischen Geschlechts Glaubensbekenner sollten gewesen seyn. Uebrigens ist wenig Gesundes an diesem ganzen Geschreibsel; es ist gemein, zusammengeraft, und zum Theil äußerst widersinnig, kurz eines so reinen, gesunden Gefühls, wie Sh. gewiß in reichem Maaße besaß, durchaus unwürdig. Kein Wort mehr davon.

7.

Shakspeare's Brief an den Schauspieler Richard Cowley, nebst einer zwiefachen kolorirten Zeichnung.

Dieser Richard Cowley war ein sehr unbedeutender Schauspieler, der die Rolle des

Verges im Viel Lärmens um Nichts spielte, und, diesem Briefe zufolge, des Dichters Busenfreund war. Er nennt ihn *a wittye Personne*, eine witzige Person. *Wit* war aber damals der allgemeine Ausdruck für Verstand, und a *witty* person bedeutete folglich entweder einen schlauen und verschlagnen Kopf, oder einen Mann von gesundem und vorzüglichem Verstande; nicht aber, was es hier bedeuten soll, einen Mann von lebhafter Phantasie und von sinnreichen Einfällen. Noch weniger war das hier gleichfalls vorkommende Wort *whymsicalle* damals von der jetzigen Bedeutung, vielmehr war es überall noch nicht in der Sprache, sondern nur *whimsy*, wie Malone umständlich zeigt. Es kommt zuerst in *Cole's* lateinischem Wörterbuche von 1679 vor; und Dr. Johnson fand dazu bei den englischen Schriftstellern kein früheres Beispiel, als beim Addison.

Aeußerst seltsam und *whimsical* aber ist

die vorgeblich von Shakspeare selbst diesem Briefe beigefügte Zeichnung seines Bildnisses, mit der Feder entworfen, offenbar aber nach Martin Droeschout's Kupferstiche, der sieben Jahre nach des Dichters Tode verfertigt, und vor die erste Folio-Ausgabe seiner Werke gesetzt wurde. Hier kommt also zu seinen vielen großen Talenten noch ein neues, und größer als sie alle, das Talent sich noch nach seinem Tode abzukonterfeyen! Auf der Rückseite dieses Bildes stehen erbärmliche Kritzeleien, dergleichen ein Schulknabe von acht oder neun Jahren auf der unrechten Seite der Blätter seines Schreibbuchs, oder auf dessen Umschlage zu machen pflegt.

8.

Ein Schenkungsbrief an Wilhelm Heinrich Ireland.

Jetzt, da es mit den kleinern Fischen dieses großen Fanges abgethan ist, kommen wir an den großen Triton der Wasserwelt, Masterre

William Henry Ireland, einen höchst erfahrnen Schwimmer, und den Shakspeare, besage dieser Urkunde, „im Herzen seines Herzens trug.“ Oder, um unverblümt zu reden, wir erhalten hier einen Schenkungsbrief von William Shakspeare an seinen Freund und Nachbar in Blackfriars, William Henry Ireland, zur Erkenntlichkeit und Belohnung dafür, daß er unsern Dichter vom Ertrinken in der Themse gerettet hatte. Beide machten, mit noch einigen andern Freunden, in einem kleinen Fahrzeuge eine Lustfahrt; aber die Ruderer hatten zu viel getrunken; das Boot warf um, und alle die Uebrigen retteten sich durch Schwimmen ans Ufer, nur der arme Shakspeare blieb im Wasser zurück, weil er nicht schwimmen konnte. Dieß bemerkte sein Freund Ireland, warf seine Jacke ab, sprang ins Wasser, und zog ihn halbtodt heraus. Dafür nun verschreibt ihm hier der gerettete Dichter erstlich die Handschrift seiner

Schauspiele: Heinrich IV., Heinrich V., K. John und K. Lear, ferner sein noch nie gedrucktes Stück: Heinrich III von England, wovon er, und nach seinem Absterben sein Sohn, gleichfalls William Henry genannt, und nach dessen Tode sein Bruder, u. s. f. alle Vortheile genießen sollen, die er auch, im Fall sich keine Kinder oder nahe Blutsverwandte fänden, den nächsten Anverwandten, und so fort, auf immer seiner Familie bestimmt. Außerdem schenkt er noch besagtem Ireland die Summe von zehn Pfund, wofür er einen Ring zu seinem Andenken kaufen soll. Und diese sehr merkwürdige Urkunde wurde, wie hernach bemerkt wird, den 25sten Oktober 1604 ausgefertigt.

Von jeher pflegten die englischen Schriftsteller die Titel ihrer Arbeiten von ihren Vorgängern zu entlehnen. So hatte man einen Schäferkalender lange vor dem von Spenser, ein Mährchen von der Tonne lange

vorher, ehe Swift seine sinnreiche Allegorie bekannt machte. Aber das hier vorliegende Stück Arbeit ist ganz neu, und der Gedanke ist gewiß von keinem alten noch neuern Schriftsteller erborgt. Sollte indeß die alte englische Satyre, *Cocke Lorelles Bote*, von Wynken de Worde gedruckt, oder die neuere Erzählung von zwey Schwänen jemahls wieder aufgelegt werden; so würde das Mährchen von einem Boot, oder das Mährchen von dem in der Themse halb ertruncknen Schwane des Avon, oder wie man es sonst betiteln wollte, ein gar hübsches Gesellschaftsstück zu diesen Herrlichkeiten abgeben; und die Sammlung ließe sich dann sehr gut mit jenen Freudenkränzen, *Garlands of Delight*, zusammen binden, die vormals für zwey oder drey Pence verkauft wurden, und jetzt bey den angesehensten Buchhändlern in England für eben so viel Guineen zu haben sind.

Unter den vielen Urkunden und Verschreibungen, deren Malone in seinem Leben viele durchgelesen hat, ist diese, seiner Versicherung nach, die erste, worin eine ganze Geschichte, mit allen ihren Umständen, förmlich erzählt wird. Es ist aber freylich ein ganz artiges Histörchen, wohl so interessant, als manches andere in neuern Romanen. Merkwürdig ist es gleich Anfangs, daß Shakspeare im October 1604 in den Blackfriars gewohnt haben soll. Aus dem Privilegium, welches Shakspeare und andere Schauspieler unterm 19 May 1603, wahrscheinlich auf Vermittelung des Grafen von Southampton, erhielten, ergiebt sichs augenscheinlich, daß die Königlichen Schauspieler (the King's Servants) damals das Blackfriars-Theater noch nicht in Besitz hatten; denn es wird ihnen darin die Erlaubniß ertheilt, ihre Stücke sowohl in dem jetzt gewöhnlichen Hause, zur Erdkugel genannt, als in andern Häu-

fern der Stadt, zu geben. Erst in dem Freyheitsbriefe von 1625 wird ihrer Privathäuser in den Blackfriars erwähnt. Shakspeare hat aber höchst wahrscheinlich niemals dort gewohnt, sondern in Southwark, selbst noch im Jahre 1608.

Und nun zu dem in diesem Schenkungsbriefe enthaltenen Histörchen selbst. Ob Shakspeare schwimmen können, ist freylich nicht ausgemacht, obgleich Malone es wegen einiger trefflichen Verse im Sturm *) für sehr wahr-

*) Ich sah ihn unter sich die Wellen schlagen,
Auf ihrem Rücken fuhr er, auf der Fluth
Trabt' er daher, und schleudert' ihren Angrif
Zur Seite, stämmte sich mit fester Brust
Der höchsten Wog' entgegen, kühn empor
Schwebt über die empörte Fluth sein Haupt;
Er rudert sich mit wackrer Arme Schlag
Ans Ufer hin, das über seinen, längst
Von Wellen ausgehölten, Grund sich bog,
Ihm, wie zur Hülfe, sich entgegen bog;
O! lebend kam er ganz gewiß ans Land.

scheinlich hält. Das Wort *upset*, welches von dem Umwerfen des Fahrzeugs hier gebraucht wird, ist freylich ein ganz der Schiffersprache eignes Wort, welches die besondre Art des Umwerfens bedeutet, wo der Kiel des Schifs in die Höhe, folglich das Unterste zu oberst gekehrt wird; aber es ist gewiß ein neues Wort, das man in ältern Wörterbüchern und selbst beym Johnson noch, vergebens sucht. Auch ist ein Fall, wie dieser, ein so völliges Umstürzen des Fahrzeugs auf der Themse nicht wohl denkbar, deren Bewegung nicht leicht so heftig werden kann.

Und Schade, daß sichs schwerlich möchte beweisen lassen, daß ein William Henry Ireland zu Shakspeare's Zeiten überall gelebt habe, obgleich unstreitige Beweise da sind, daß ein Stück von ihm, wie Horatio im Hamlet sagt, ein William Ireland damals lebte, ein ehrlicher Handelsmann, der in den Blackfriars seinen Laden hatte, und den Hr.

Malone vor etwa sechs Jahren zuerst in die Welt einzuführen das Glück hatte.

Im März 1712 = 13 kaufte Shakspeare ein Haus in den Blackfriars, oder der Dominikanerstraße in London, von einem gewissen Henry Walker. Dieser hatte es im Oktober 1604 von Mr. Mathew Bacon gekauft, worüber Malone den Kaufbrief in Händen hatte, unter welchem sich dieser nämliche William Ireland als Zeuge unterschrieben findet. Er scheint eben kein großer Held im Schreiben gewesen zu seyn; aber das Zeichen, welches er bei seinem von fremder Hand geschriebenen Namen machte, ist so hübsch, als man es nur wünschen kann. Malone hat den ganzen weitläuftigen Kaufkontrakt seiner Prüfungsschrift als zweiten Anhang beigefügt, und seine Vermuthung durch anderweitige Urkunden bestätigt gefunden, daß dieser Ireland ein ehrlicher Krämer war; und in einer andern Urkunde wird

er ausdrücklich a haberdasher genannt. Ungeachtet der so vertrauten Freundschaft, die zwischen unserm Dichter und diesem Kleinkrämer gewesen seyn soll, mußte der letztre doch das Haus räumen, so bald Jener es gekauft hatte. Ich weiß nun freilich nicht, ob der William Henry Ireland, dessen in dem vorliegenden Schenkungsbriefe als eines Busenfreundes von Shakspeare gedacht wird, dieser Krämer seyn soll, und ob wir annehmen müssen, daß die Schreiber dieser verschiedenen Urkunden einen von seinen Taufnamen ausgelassen haben; oder ob wir glauben sollen, daß Mr. William Henry Ireland, Shakspeare's Freund, der Vater, oder Sohn, oder Bruder, oder Oheim jenes andern gewesen sey; aber es scheint denn doch, daß es William Henry allein gewesen ist, von dem ein Hof in dieser Gegend den Namen *Ireland's Yard* erhalten hat; und der arme haberdasher hat wohl, ob er gleich ziemlich

lange dort wohnte, keinen Anspruch auf eine so ausnehmende Ehre machen dürfen. Am Ende ist indeß diese ganze vorgebliche Urkunde so ganz und gar ein *felo de se*, daß sie allein schon alle die übrigen Urkunden verdächtig machen würde, wenn sie auch nicht überall so zahlreiche Spuren der Verfälschung an der Stirne trügen.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, und noch lange nachher, waren in England Leute vom ersten Range mit Einem einzigen Taufnamen zufrieden, obgleich dieser Krämer in der Blackfriars-Straße mit zwei Taufnamen ausgestattet ist. In dem Register der Parlamentsglieder des Unterhauses vom Jahr 1603 sind 467 Namen aufgeführt, und unter ihnen allen giebt es nur Einen doppelten Taufnamen, wiewohl von ganz andrer Art, als dieser hier, nämlich: Sir Thomas Posthumus Hobbey. Es war damals sehr gewöhnlich, zu dem Taufnamen

eines nach seines Vaters Tode zur Welt gekommenen Sohns den Beinamen Posthumus hinzuzufügen, der darum kein zweiter Taufname war. In der Liste der zwischen dem Mai 1611 und August 1623 von K. Jakob ernannten Baronets findet sich unter 205 Namen kein einziger doppelter Taufname; und so auch in mehrern Verzeichnissen ähnlicher Art. Bloß diesem würdigen haberdasher, dem mit einer Jacke bekleideten Nautilus der Themse, dem Lebensretter Shakspeare's, dem berühmten und unvergeßlichen Mr. William Henry Ireland, war diese Ehre vorbehalten.

Sonderbar genug ist es ferner, daß der große Tag dieser Errettung nicht ganz genau bemerkt wird, wie doch sonst in ähnlichen Urkunden üblich ist. Ein so genauer Zeitbestimmer, wie Shakspeare, der, wie wir hier sehen, auf die Rückseite aller seiner Papiere eine sie

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

betreffende Zeitangabe, oder eine Vorschrift über ihre Aufbewahrung, zu setzen pflegte, hätte doch wohl auch wegen seiner Wasserrettung eben so genau und vorsichtig verfahren können. Der Angabe nach ist die Urkunde den 25sten Oktober 1604 ausgefertigt, und der Vorfall selbst hat sich „onne or abowte the thyrde daye of the *laste* monethe, beyng the monethe of *August*“ d. i. am, oder „ungefähr am dritten „Tage des letzten Monats, war der Monat „August“ eräugnet. Hier ist nun wieder eine kleine Bedenklichkeit zu heben; denn der arme halbertrunkne Poet weiß so wenig von der rechten Monatsfolge, daß er den Oktober unmittelbar nach dem August folgen läßt. Ein nicht leicht zu erklärender Umstand; man müßte denn annehmen, daß er bei der Abfassung dieses Schenkungsbriefes eben so betrunken gewesen sey, als seine Schiffer waren, als er, gleich seinem Falstaff, in die Themse purzelte; oder daß

irgend ein Macclesfield *) der Vorzeit die englische Nation beredete, den unglücklichen Septembermonat jenes Jahrs zu überspringen.

Wenn in dieser Verschreibung des handschriftlichen Schauspiels Heinrich IV. u. s. f. Erwähnung geschieht, so könnte leicht einer, der nicht mit den ältern Ausgaben und Abdrücken der Shakspearischen Werke genau bekannt ist, gar leicht auf den Gedanken kommen, daß weder Heinrich IV. noch Heinrich V. im Jahre 1604 schon gedruckt gewesen wären. Aber der erste Theil von jenem war schon 1598, der zweite 1600, und Heinrich V. in eben dem Jahre, gedruckt. K. Johann war damals freilich noch ungedruckt; und — was doch etwas

---

*) Dieser Graf war es vornehmlich, der im Jahr 1750 die Angelegenheit wegen der im englischen Kalender zu machenden Aendrungen zur Sprache brachte, und bei dieser Gelegenheit eine Rede und Bemerkungen über diesen Gegenstand drucken ließ.

schlimm ist! — K. Lear ward nicht eher geschrieben, als nach dem 24sten Oktober 1604, wie Malone in seinem Versuch über die Zeitfolge der Shakspearischen Stücke gezeigt hat. Die vorliegende Urkunde ist vom 25sten Oktober datirt. Um nun diesen scheinbaren Widerspruch zu heben, darf man ja nur annehmen, Shakspeare sey den 25sten in aller Frühe aufgestanden, und, bei der wundervollen Leichtigkeit, womit er schrieb, darf man denn nur noch voraussetzen, er habe dieß treffliche Trauerspiel an Einem Vormittage geschrieben, ehe diese Urkunde aufgesetzt wurde. Schlimm nur noch, daß Shakspeare diejenigen unter den hier genannten Stücken, die damals schon fertig waren, an die Schauspieler, nach damaligem durchgängigen Gebrauche, verkauft hatte, und folglich nicht mehr Herr war, sie zu verschenken.

Endlich ist es auch fast durchgängig bei Verschreibungen dieser Art gewöhnlich, daß der

Notar und sein Schreiber sie als Zeugen unterzeichneten; hier aber ist nichts dergleichen. Und auf der Rückseite wurde zwar das Regierungsjahr, nicht aber, wie hier, in englischer, sondern in lateinischer Sprache bemerkt.

9.

Danksagungsverse an Ireland — Abbildung von Ireland's Hause und Wappen — Bildnisse von Bassanio und Shylock.

Von den Danksagungsversen an den berühmten William Henry sehe man hier eine kleine Probe:

O modelle of Virretue Charytyes sweeteste
Chylde thye Shakspeare thanks thee
norre Verse norre Sygh nore Teare canne
paynte mye Soule norre saye bye
halfe howe muche I love thee.

Sind dieß Verse von Shakspeare, oder von einem jungen funfzehnjährigen Mädchen,

nachdem es den ersten Roman gelesen hat, der ihm in die Hände fiel. Zwar, auch solch ein Mädchen würde sie gewiß besser gemacht haben.

Die folgende Zeichnung, oder Kritzeley vielmehr, ist kurz und gut, und ganz im modernen Styl, betitelt: *View of my Masterre Irelande's House*, etc. und dabey finden sich zwey hübsch ausstaffirte zusammengeschlungene Wappen, das eine von Shakspeare, und das andere von unserm Helden, William Henry Ireland. Die Zeichnung des Hauses mit der Feder soll von Sh. selbst seyn. Mit dem Titel hat es schwerlich seine Richtigkeit. Das Wort *View*, in der Bedeutung einer Ansicht, eines Aufrisses, oder einer Zeichnung, war ehedem in der englischen Sprache völlig fremd, vollends ohne den Artikel: *A View*. Man brauchte dafür die Wörter: Prospect, Prospective, oder Picture, wie Malone mit vielen Beyspielen darthut. Erst zu Anfange des

gegenwärtigen Jahrhunderts wurde das Wort View für das französische Vue gesetzt. Der Vorwand aber, daß Sh. diese Zeichnung gemacht habe, um dadurch eine Wette von fünf Schillingen zu gewinnen, ist abermals aus einer von Malone in seiner neuen Ausgabe *) angeführten Anekdote hergenommen.

Wie Ireland, der Kleinkrämer, zu solch einem vornehmen Wappen gekommen sey, ist schwer zu begreifen.

Von den beyden folgenden kolorirten Kupferstichen, stellt das eine einen Schauspieler, und, wenn man will, Shakspeare'n selbst, in der Rolle des Bassanio, im Kaufmann von Venedig, und das andre den Shylock, aus eben dem Lustspiele, vor. So alt und beräuchert die Originale dieser Kupfer aussehen sollen, so haben doch Kenner mehr als Eine

---

*) Vol. I. P. I. p. 323.

Spur ihrer neuen Entstehung entdeckt. Der Holländer Shylock, mit seiner blauen Mütze, und mit den Händen in den langen Pumphosen, soll einem Jeden, der jemals in Holland gewesen ist, sogleich kenntlich seyn.

10.

Vertrag zwischen Shakspeare und Lowine.

Durch diesen, der Angabe nach den 7ten November 1608 geschlossenen Vertrag macht sich der Schauspieler John Lowin anheischig, während der nächsten vier Jahre sowohl in den Komödien und Tragödien zu spielen, die Shakspeare bis dahin schon verfertigt hat, als auch in denen, die er jemahls in der Folge auf die Bühne bringen wird; so wie auch in allen andern von besagtem William Shakspeare zu gebenden Stücken, die von andern geschrieben und verfertigt sind. Das Wochengeld dieses Schauspielers wird darin auf Ein Pfund und zehn Schillinge festgesetzt.

In seiner Geschichte der englischen Schaubühne zu Shakspeare's Zeiten hat Malone gezeigt, daß damals die vorzüglichsten Schauspieler sich in die tägliche Einnahme, nach verschiedenen Verhältnissen zu theilen pflegten, wie es noch bey herumziehenden Truppen in England gewöhnlich ist. Andre minder bedeutende Schauspieler hießen Miethlinge, *hirelings*, und hatten ein Wochengehalt von zehn bis zwölf Schillingen, welches von jenen Theilhabern bezahlt wurde. Jeder dieser letztern hatte noch das Recht, einen Lehrling oder Knaben zu halten, der die jungen oder weiblichen Rollen spielte, wofür er wöchentlich drey bis sechs Schillinge bekam. Sehr oft geschah es, daß irgend ein spekulirender Unternehmer ein Theater baute, welches er vermiethete, wovon er die Einnahme in gewisse Portionen theilte, und wobey er sich die Einnahme der Gallerien, ganz oder zur Hälfte, vorbehielt, um sich für alle Nebenausga-

ben, wovon er Rechnung führte, schadlos zu halten. Alle diese, und mehrere Umstände, sind von Malone in seiner Prüfungsschrift, mit hinlänglichen Zeugnissen belegt.

John Lowin, dessen Name ehedem zuweilen Lewin, aber niemals Lowine, wie in dieser vorgeblichen Urkunde, geschrieben wurde, war 1576 geboren. Wahrscheinlich gieng er noch vor Ausgange des sechszehnten Jahrhunderts unter die Schauspieler; aber von der Gesellschaft der Lord Chamberlain's Servants, wozu Shakspeare gehörte, war er kein Mitglied; und im J. 1603, als er in Lord Worcester's Diensten war, befand er sich in so schlechten Umständen, daß er sich im gedachten Jahre genöthigt sah, eine sehr kleine Summe Geldes von dem Eigenthümer des Theaters zur Rose zu borgen, wo er damals spielte, um mit einer herumziehenden Truppe aufs Land gehen zu können. Im

folgenden Jahre wurde er ein Mitglied von Shakspeare's Gesellschaft, der damals in des Königs Dienste gekommen war, und da findet man seinen Namen in einigen Verzeichnissen der vertheilten Rollen. Unstreitig aber gehörte er damals noch unter die minder bedeutenden Schauspieler, und wurde einer der ersten nicht früher, als nach Shakspeares und Burbadge's Tode, und nach dem Abgange von Heminges und Condell, in oder vor dem Jahr 1623. Es trifft also nicht zu, wenn er in einer dieser vorgeblichen Urkunden schon im J. 1611 unser bester Schauspieler genannt wird. Wenn indeß Lowin gleich im Jahr 1608 nur ein Schauspieler vom zweyten Range war, so läßt sich doch nicht vermuthen, daß ein Mann, der in der Folge sich so sehr auszeichnete, damals ein jährlicher Miethling gewesen sey. Vermuthlich hatte er damals schon einen halben, oder wenigstens einigen Antheil an der Einnahme;

ein schlimmer Umstand für die vorliegende Urkunde, worin er, wie einer der heutigen Schauspieler, auf drey Jahr, für ein wöchentliches Gehalt von anderthalb Pfund angenommen wird, das ihm auf jeden Fall, auch wenn er nicht hat spielen können, und, wie einem unsrer heutigen Schneider- oder Schustergesellen, alle Sonnabend Abend vor zwölf Uhr ausgezahlt werden soll. Malone hat in einem Anhange seiner Schrift einen ächten Schauspielerkontrakt aus den damaligen Zeiten mitgetheilt, worin ausdrücklich gesagt wird, daß die tägliche Vertheilung der Einnahme bisher durchaus gebräuchlich gewesen sey. Er setzt außerdem noch mehrere Gründe hinzu, wodurch die Aechtheit dieses angeblichen Vergleichs noch zweifelhafter, oder vielmehr ganz unglaublich wird. So kommt darin das Wort *composition* vor, das damals gewiß noch nicht von einem schriftstellerischen und niedergeschriebenen Werke gebraucht wurde.

Eben dieß ist mit der Redensart: *brought forward*, aufs Theater gebracht, der Fall.

Merkwürdig ist auch Master Lowin's Siegel, ein ganz wohlgestalter Kopf, höchst wahrscheinlich von dem Bildniß irgend eines alten angelsächsischen Königs, aus Vertue's Kupferstichen, kopirt.

11.

Vertrag zwischen Shakspeare und Henry Condell.

Dieser Contrakt, vom 20sten May 1610, ist Verlängerung eines vorhergehenden auf fernere drei Jahre; die meisten Umstände sind hier ganz so, wie in dem Vergleiche mit Lowin, nur, daß Condell hundert Pfund verwirkt haben soll, wenn er die Bedingungen nicht pünktlich erfüllte. Und er müßte wohl sehr unklug gewesen seyn, wenn er sie nicht erfüllt hätte, da er sich zu nichts weiter anheischig macht, als gewisse Rollen zu spielen, und, er mag spielen oder

nicht, jede Woche im Jahr ein Pfund und einen Schilling in Empfang zu nehmen.

Ob nun gleich der arme Condell hier schlechter als Lowin wegkommt, so war er doch gewiß kein schlechterer Schauspieler, kein wöchentlicher Miethling, sondern einer der vornehmsten Theilnehmer an dem Ertrage der in dem Theater zur Weltkugel und in Blackfriars gegebenen Schauspiele.

Uebrigens giebt es in diesem Contrakt noch mancherlei Seltsamkeiten. Der arme Condell soll „eine ganze Komödie oder Tragödie selbst „spielen.“ Auch muß er sich hier verbindlich machen, bloß die Stücke anderer Verfasser, nicht der Shakspearischen, zu spielen. Das Gehalt von Einem Pfund und Einem Schilling verräth abermals den vorschwebenden Gedanken an eine Guinee; und das vorgebliche Petschaft Shakspeare's hat einen hübschen wilden Schweinskopf zum Wappen, vermuthlich von

einem Marchant damaliger Zeit für ihn geschnitten, zur Ehre und zum Andenken des fetten Ritters, der in drei von seinen Schauspielen unzähligen Zuschauern unerschöpfliche Kurzweil verschaft hatte. In dem Contrakte selbst wird das achte, und auf der Rückseite das neunte Regierungsjahr K. Jakobs I. als Datum angegeben. Wenn zwei so wichtige Angaben von einander abweichen; welcher von beiden soll man glauben? Keiner, denk' ich, wäre wohl in diesem Falle das sicherste.

12.

Verlassungs-Brief an Michael Fraser und seine Frau.

Diese Urkunde war eine der frühesten, oder vielleicht gar die erste von allen, die jenen „unparteiischen, einsichtsvollen und uneigennützigen Personen“ vorgezeigt wurde, auf deren Schultern die gewichtvolle Last dieser ganzen buntscheckigen Plundermasse gelegt ward. Es ist ein

Verlassungsschein, welcher den 14. Julius 1610 ausgestellt seyn soll, worin Shakspeare und sein Freund John Heminges (hier John Hemynge genannt) einem gewissen Michael Fraser und seiner Frau „seine (wessen von beyden?) beyden Grundstücke oder liegenden Gründe“ abtreten, die dicht an das Schauspielhaus zur Weltkugel an der Blackfriarsstraße zu London belegen waren, nebst den zwey Gärten an der Norderseite, die mit dazu gehörten, und siebentehalb Hufen Landes, mehr oder weniger, betrugen; und zwar auf eine Zeit von vier und sechzig Jahren, vom nächsten 29. September an, gegen einen jährlichen Pachtzins von vier und vierzig Pfund, halbjährig abzutragen, und wovon die erste Zahlung am gedachten 29. September entrichtet werden soll.

Malone zeigt, daß diese ganze abgeschmackte Urkunde ihre Entstehung höchst wahrscheinlich einem bloßen Druckfehler in der 1780

herausgegebnen *Biographia Dramatica* zu danken hat, wo in dem Artikel *Robert Armin* steht: „This author was an actor at the *Globe, Black-Fryers,* and was living in 1611, etc. Es sollte *and* Black-Fryers heißen, und dieß letztere englische Wort ist hier richtig und gerade so, wie im gedachten Buche, geschrieben, da es in den übrigen Urkunden Black*fryars* heißt. In manchen andern Ausdrücken findet sich diese Richtigkeit nicht; und Malone zeigt umständlich, daß jenes unbebaute Land damals in der Nähe des Theaters zur Weltkugel gar nicht konnte vorhanden seyn. Dieser freye Platz hätte so groß seyn müssen, daß mehr als dreyhundert Häuser darauf hätten stehen können; und im Jahr 1610 gab es in der dortigen Gegend von London gewiß keinen freyen Platz, der nur für den vierten Theil dieser Häuserzahl groß genug gewesen wäre.

Pope macht über die ersten Abdrücke der

Shakspearischen Schauspiele die Anmerkung, daß darin das Französische eben so schlecht als das Latein, und selbst das Welsche oder Walisische falsch geschrieben sey. Eben das gilt von den vorliegenden Papieren und Urkunden. Es ist schwer zu sagen, worin ihr Urheber die gröbste Unwissenheit verrathe, ob sein Buchstabiren schlechter sey, als seine Phraseologie, oder ob der Mangel an Zusammenstimmung seiner Erdichtungen mit der Geschichte und den Sitten der Zeit ärger sey, als beyde. Auch der juristische Styl ist durchaus unrichtig.

13.

Vollmacht an John Hemynge.

Endlich kommen wir zu der letzten gerichtlichen Urkunde in dieser neuen Anthologie, einer vorgeblichen Vollmacht, welche unser Dichter den 23. Februar 1611 — 12 an John Hemynge, wie der Name hier abermals geschrieben wird, ausgestellt haben soll. Alle

schon bemerkte Ungereimtheiten und Widersinnigkeiten müssen denen, die hier vorkommen, den Rang abtreten. Die dickste cimmerische Finsterniß ist helles Sonnenlicht, verglichen mit dem dunstreichen Unsinn und der undurchdringlichen Dunkelheit dieses Machwerks.

Vor einigen Jahren, sagt Malone, vermuthete ich, daß Shakspeare von juristischen Sachen, und besonders vom Ausfertigen der Akten einige Kenntniß gehabt; und seitdem hab' ich keine Ursache gefunden, diese Vermuthung für ungegründet zu halten. Zu der Zeit, da er diese Vollmacht soll ausgefertigt haben, lebte er auf einem sehr vertrauten Fuß mit Francis Collins, einem angesehenen Sachwalter, der beydes zu Stratford und Warwick viele Praxis hatte, und einer von den Zeugen seines letzten Willens war, den auch Collins ohne Zweifel entworfen hatte. Außerdem hatte auch unser Dichter einen Vetter, Thomas Greene,

der sein genauer Freund war. Und doch fängt sich, bey dem Allen, diese Vollmacht so an: „Da ich viel Bößartigkeit bey den „Rechtsgelehrten gefunden habe, und „nicht gern alles ihrer Willkühr überlassen mag; „so habe ich in dieser Schrift einen zuverlässigen „und bewährten Freund zum Bevollmächtigten „ernannt, der nach meinem Absterben meine „hier gemachte Verfügung treulich ausrichten „soll.“

Wüßten wir es von Shakspeare, wie wir es von Dekker, Ben Jonson, und manchen andern damaligen Dichtern wissen, daß er in irgend einer Periode seines Lebens in Noth und Verlegenheit gewesen sey, und folglich die Griffe der starken Klaue des Rechts gefühlt habe; das heißt, wäre die ganze Geschichte seines Lebens und Charakters gerade das Gegentheil von dem, was sie ist; so hätte man ihm vielleicht solch einen Ausfall auf die Advokaten mit einiger Wahr-

scheinlichkeit zuschreiben können. Daß aber der gutmüthige, edle, rechtschaffne, bemittelte und freygebige Shakspeare solch ein bößartiges und ungegründetes Brandmahl einer sehr nützlichen und ehrenvollen Menschenklasse hätte auf die Nachwelt bringen sollen, indeß er mit einigen Mitgliedern derselben sehr freundschaftlich lebte, ist durchaus unglaublich.

Und dann ist die ganze Vollmacht selbst, worin auf den Fall, wenn Shakspeare kein förmliches Testament hinterlassen würde, verschiedne Legate ausgesetzt werden, in Form und Materie äußerst verdächtig und widersinnig. Auch hier läßt sichs errathen, wie der Urheber dieses saubern Machwerks auf die Idee desselben gekommen ist. Weil alles, was Shakspeare'n betrift, interessant ist, so ist es kein Wunder, daß auch über den Inhalt seines letzten Willens verschiedne Bemerkungen gemacht sind. Auffallend war es unter andern, daß er anfänglich

darin seiner Frau überall nicht gedenkt, und hernach, da er an sie dachte, oder an sie erinnert wurde, ihr weiter kein Andenken seiner Liebe hinterließ, als sein zweites bestes Bette mit Zubehör. Man machte hieraus den nicht unwahrscheinlichen Schluß, daß er nicht sonderlich für sie mußte eingenommen seyn. Auch sieht man aus diesem Testamente gar leicht, daß er seine älteste Tochter Susanna weit lieber müsse gehabt haben, als die zweite Tochter Judith. Diese Bemerkungen hatte Malone in seiner letzten Ausgabe gemacht; und hier wurden sie benutzt, unter andern auch die Vermuthung, daß Sh. seine Frau, vor der Abfassung seines letzten Willens, schon anderweitig möge bedacht haben. Daher geschieht ihrer hier mit vieler Zärtlichkeit Erwähnung, und es wird ihr eine ganz beträchtliche Geldsumme vermacht. Zugleich hatte man die Absicht, nicht nur der Haarlocke, den Liebesbriefen und Gemälden,

deren oben gedacht ist, sondern auch dem ganzen übrigen, etwa noch bekannt zu machenden, Plunder eine größere Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Seltsam genug ist es ferner, daß Sh. es nicht für unwahrscheinlich hält, er werde noch ein förmliches Testament machen, aber voraussieht, daß darin manche Mängel und Auslassungen vorkommen werden, und daß er daher verschiedene Dinge vermacht, die in dieser Vollmacht nicht erwähnt werden — was für welche, mag irgend ein Oedipus errathen! — wodurch diese Mängel seines letzten Willens ergänzt werden sollen. Im Fall er aber kein Testament machen sollte, vermacht er alle diese besagten (obwohl mit keiner Sylbe bezeichneten) Dinge seiner geliebten Tochter, der er außerdem noch die Summe von 20 Pfund 7 Schillinge, u. s. f. bestimmt. Dieß Kodicill zu einem noch nicht gemachten Testamente übertrifft wirklich alles, was je

von Supplementen, Ergänzungen und Berichtigungen gemacht ist. Ueberhaupt aber ist hier, wo man lauter Gewisses und Bestimmtes erwartet, alles so ungewiß und so unbestimmt als möglich. Auch in Ansehung der angegebnen Geldsummen und des Verkaufpreises der liegenden Gründe, wird dieß von Malone bündig und umständlich dargethan. Eben so widersinnig ist das, was Sh. in dieser Vollmacht in Ansehung seiner Schauspiele verordnet, die er doch, wenn sie einmal an die Gesellschaft verkauft waren, nicht mehr als sein Eigenthum ansehen konnte. Man sieht bald, daß hier alles nach den heutigen Begriffen von litterarischem Eigenthum, nicht nach der damaligen durchgängigen Sitte, gemodelt ist. Und damit Alles aus Einem Stück seyn möchte, sind auch die Schenkungen an verschiedene hier benannte Schauspieler eben so abgeschmackt und widersprechend, als die Schenkungen an seine Frau und Tochter,

wie gleichfalls von Malone gezeigt wird, dessen Ausgabe von 1790 gewiß schon dem Urheber dieser Papiere zur Hand war.

Natürlich aber wird man die Frage aufwerfen, wie es gekommen sey, daß Keiner von den hier erwähnten Schauspielern die ihm hier gemachten Schenkungen nach Shakspeare's Absterben in Anspruch oder in Empfang nahm. Er hatte doch vermuthlich seinen Freunden seine guten Absichten nicht verschwiegen? Und warum nahm seine Wittwe ihre eignen Briefe, die Ringe und Sachen, und Alles, was hier sonst angeführt wird, nach seinem Tode nicht zu sich? Vermuthlich wohl darum, weil der treulose Bube, John Heminges den ihm ertheilten Auftrag nicht ausrichtete. Aber warum erhoben einige von den Schauspielern keine Klage gegen ihn? Und dann, warum fiel dieser gewissenlose Bevollmächtigte nicht darauf, die Vollmacht zu vernichten, um sich wenigstens vor künftiger Schande

zu sichern? Oder, wenn er sie bloß unterdrückte, und die dabey interessirten Personen von den ihnen zugedachten Schenkungen nichts wußten; warum brachte denn Heminges während der vierzehn Jahre, die er länger als Sh. lebte, zu seinem Vortheile nicht eins oder andres von diesen noch ungedruckten und ungespielten Stücken auf die Bühne, oder ließ sie in den Werken unsers Dichters mit abdrucken? Und gesetzt, sie blieben ungebraucht, warum sind sie nicht sämtlich erhalten, und längst auf die Bühne gebracht? Zwar dieß letzte ist eine gefährliche Frage; denn, mit der Zeit, hoff ich, bekommen wir sie alle. Nur ist zum Unglück für die schöne Hypothese von des armen Heminges Unredlichkeit erst ganz kürzlich eine wirklich ächte Urkunde entdeckt worden, woraus sichs ergiebt, daß er sehr redlich und gewissenhaft, die einzige Vollmacht ausrichtete, welche Sh. ihm jemals übertrug. Malone hat diese, in ihrer Art merkwürdige, Vollmacht,

als einen dritten Anhang seiner Schrift, der Länge nach mitgetheilt.

Wir sind bisher diesen ganzen Farrago von Urkunden und Papieren durchgegangen, und kommen jetzt auf den hier aus einer vorgeblichen Originalhandschrift mitgetheilten Abdruck des *Kynge Leare* und eines Fragments vom *Hamblette.* Beyde füllen den größten Theil dieses sonderbaren und kostbaren Foliobandes; indeß läßt sich die Sache mit wenig Worten abthun. Hätte sich der Urheber dieser Papiere begnügt, den Lear für eine Abschrift zum Behuf des Theaters auszugeben, die glücklicherweise der Verwüstung der Zeit entgangen wäre; so würde er, wenn diese Abschrift ächt gewesen wäre, wenigstens für die Herausgeber des Shakspeare eine merkwürdige Seltenheit gewesen seyn. Aber er gieng einen Schritt weiter, und gab ihr die Ueberschrift: Tragedye of *Kynge Leare* isse fromme Masterre *Hollineshedde* I have inne

somme lyttle deparettede fromme hymme butte thatte Libbertye will notte I truste be blamedde bye mye gentle Redaerres. — *Wm. Shakspeare.* Hier also kann man wohl sagen: Aut Erasmus, aut Diabolus; ist die Abschrift nicht von Shakspeare's eigner Hand, so ist sie gar nichts.

Man hat sich die Mühe gegeben, *) verschiedne Stellen dieser untergeschobnen Kopie mit den bewährtesten Abdrücken zu vergleichen. Ich meines Theils, sagt Malone, habe nicht verglichen, und werde nie einen einzigen Vers vergleichen, bloß die Eine Stelle ausgenommen, die ich sogleich mittheilen werde. Das Leben ist zu kurz, um es mit der Untersuchung solches Plunders zu verschwenden, wo es nur eines einzigen flüchtigen Blicks bedarf, um zu sehen,

---

*) A Letter to *George Steevens Esq.* p. 17. ss.

daß alles eitel Gaukelspiel und Betrug, und daß dieß Stück von eben der Hand geschrieben ist, die alle die übrigen Urkunden schmiedete. Um dieß entscheidend darzuthun, braucht es bloß der Anführung einer einzigen Stelle. Von allen einzelnen Quarto-Abdrücken der Shakspearischen Schauspiele ist der Abdruck vom Lear der fehlerhafteste; und doch ist er bey allen seinen Fehlern sehr brauchbar, um in einigen Stellen die Versehen und Druckfehler der Folio-Ausgabe darnach zu verbessern. Gülden ist sie aber gegen diesen Abdruck hier, wo nicht einmal Verse und Prose gehörig gesondert sind, sondern oft jene wie diese geschrieben sind. Hier hat man eine Probe:

ALB. Whats the matterre Sir

LEARE. Marke mee Ile telle the life
ande deathe I amme
ashamd thou hast powerre toe shake mye
Manhoode

thusse thatte these hotte teares thatte breake
fromme
mee perreforce shoud *make worse* blasts
ande foggs
onne the *unnetennederre* woundyngesof a
Fatherres
usse playe thys parte agayne *Ile plucke*
ye oute
ande caste you with the Waterres thatte
you maye
temperre claye.

Wie **deutlich** und **verständlich** ist diese, von des **Dichters** eigner Hand geschrieb-ne Stelle gegen folgenden **Schofel** (*stuff*) welchen die einfältigen Herausgeber der ältern Drucke dafür geben:

ALB. What's the matter, Sir?

LEAR. I'll tell thee; — Life and
death; I am asham'd

That thou hast power to shake my man-
hood thus,
That these hot tears, which breake from
me perforce,
Should make *thee worth them.* — Blast and
foggs upon thee!
The *untented* woundings of a father's *curse*
Pierce every sense about thee! — *Old fond
eyes,*
Beweep this cause again, I'll pluck you out,
And cast you with the waters that you *lose,*
To temper clay.

Der Verfasser des oben gedachten, bey dieser Gelegenheit verfertigten Schreibens an Steevens ist der Meinung, der Urheber dieser vorgeblichen eignen Handschrift habe sich der zweyten Folio-Ausgabe, und in der Folge eines der frühesten einzelnen Drucke in Quart bedient. Malone hingegen glaubt, er habe bloß den von Steevens im J. 1766 besorgten neuen

Abdruck jener alten Ausgaben vor Augen gehabt. Auf jeden Fall ist der Betrug einleuchtend, und die dabey angebrachten Aendrungen und Zusätze sind wahre Schülerarbeit. Auch die Zählung der Verse am Rande war zu Shakspeare's Zeiten durchaus nicht üblich; und eben so unerhört ist es, daß Sh. seine Quelle sollte angegeben und die dabey genommene Freyheit sollte entschuldigt haben. Das hier gebrauchte Worte *liberty* hatte damals diesen Sinn noch nicht; es müßte *licence* heißen.

Der Herausgeber bemerkt noch, daß das Papier, worauf diese Handschrift geschrieben sey, mehr als zwanzig verschiedene Papierzeichen habe. Sehr geflissentlich aber hat er keins von diesen Zeichen nachbilden lassen. Ueberhaupt giebt es zweyerley Mittel, altes Papier für Betrügereyen dieser Art habhaft zu werden. Es ist in allen öffentlichen Departements gewöhnlich, jede Urkunde, jedes Memorial, so kurz

sie immer seyn mögen, auf einen ganzen Bogen zu schreiben. Man pflegt daher in den Archiven und Registraturen, wo man alte Urkunden und Schriften aufbewahrt, von Zeit zu Zeit manche überflüßige halbe Bogen wegzuschneiden und bey Seite zu werfen, wenn man dergleichen alte Papiere in Ordnung bringt und binden oder heften läßt. Schwerlich hat indeß der Ungenannte zu solchen Archiven oder Registraturen Zugang gefunden. Auch die alten Haushaltsregister und Tagebücher alter Familien, von denen manche nur zur Hälfte voll geschrieben sind, konnten ihm eine Menge solches unbeschriebenen Papiers verschaffen. Aber auch das brauchte es nicht. Die wahrscheinlichste und natürlichste Zuflucht eines solchen Projektmachers ist wohl ein Buchladen, wo jeder Folio- und Quartband aus den Zeiten der Königin Elisabeth und K. Jacobs I. ihm ein paar einzelne Blätter braungelben Papiers liefern konnte. Daher kam es denn

wohl, daß man diese Handschrift vor ihrem Abdrucke nach und nach, auf lauter einzelne Blätter geschrieben, vorzeigte; und eben darum waren diese Blätter auch nur auf Einer Seite beschrieben, da dergleichen Papier von schlechter und dünner Sorte zu seyn pflegt. Dieß ist bey wahren Handschriften von Schauspielen damaliger Zeit, dergleichen Malone mehrere besitzt, niemals der Fall. Auch ist es gar nicht glaublich, daß Sh. zur Niederschreibung seines Trauerspiels lauter solche einzelne Blätter von mehrerley Papiersorten zusammengestoppelt habe; aber desto wahrscheinlicher ist dieß Verfahren bey dem, der zweyhundert Jahre hernach solch eine eigenhändige Handschrift unterzuschieben Willens war.

Es verlohnt sich der Mühe nicht, über das vorgeblich noch ganz unbekannte und wieder aufgefundne Shakspearische Trauerspiel, K. Vortigern, nur noch ein Wort zu verlie-

ren. Der dabey gespielte Betrug ist allzu handgreiflich.

Zu den bisherigen Kritiken und Erörterungen gab die vorliegende Sammlung vermischter Papiere unmittelbar Gelegenheit. Jetzt noch von einigen, diesen Gegenstand überhaupt betreffenden, Umständen.

Es gieng unlängst ein Gerede, daß der Ungenannte, dem man diese seltsame Sammlung zu danken hat, ein mit Oelfarben gemahltes Bildniß Shakspeare's, in ganzer Figur, besitze, welches ihn als einen sehr hübschen Mann von nicht gewöhnlicher Größe, darstelle. Dieß Bild habe lange unentdeckt auf einer Bodenkammer gelegen, und sey ganz mit alten bedruckten Blättern überkleistert gewesen; jetzt aber sey es völlig gereinigt und überfirnißt, und werde nächstens nach London gebracht werden. Wochen und Monate sind indeß verflossen; und noch ist

des Kenners und Kunstliebhabers Auge nicht mit diesem äußerst merkwürdigen Anblick erfreuet worden. An dem nämlichen Orte soll man auch um eben die Zeit zwei Abdrücke von der ersten Folio-Ausgabe der shakspearischen Schauspiele, mit unbeschnittenen Blättern gefunden haben, die ehedem den beiden Herausgebern, Heminges und Condell gehört hätten, und der Aechtheit der übrigen Entdeckungen vollends das Siegel aufdrückten. Aber auch diese hat man bisher noch nicht aufgewiesen; und bis dahin gilt denn hier wohl die alte Rechtsregel: de non apparentibus et de non existentibus eadem est ratio.

Auch trug man sich mit einem vorgeblichen Briefe Shakspeare's an seinen theuren Freund Richard Cowley, worin er seines Verhältnisses mit Ben Jonson gedenken, und worin das Wort deranged oder derangement vorkommen soll, das gewiß in der englischen Sprache

damals noch ganz unerhört war. Vermuthlich soll dieser Brief noch in der verheissenen Fortsetzung erscheinen.

Um den Einwurf wider diese Handschriften, der sich auf die Unstatthaftigkeit der eigentlich in gar kein Zeitalter gehörenden Orthographie bezieht, zu beantworten, hat man sich auf die ehemalige Regellosigkeit und den durchgängigen Unbestand in Ansehung der Schreibweise berufen. Dieß war allerdings der Fall; aber zum Unglück ist hier kein Unbestand; sondern Königin, Edelmann, Schauspieler, Schreiber, buchstabiren durchaus auf einerlei Art, und so, wie keine andre Königinnen, Edelleute, Schauspieler und Schreiber, die von oder nach diesen Zeiten lebten.

Aber, sagt man, es ist leichter, allen diesen Papieren, mit allen ihren Widersinnigkeiten und Abweichungen in der Sprache und Schreibung,

bei der völligen Unähnlichkeit der Handschrift mit den wirklichen Schriftzügen der Personen, die sie sollen geschrieben haben, und bei allen übrigen Spuren des Betrugs, Glauben beizulegen, als anzunehmen, daß irgend Jemand einen großen Theil seines Lebens auf solch ein Vorhaben verwenden, daß er so thöricht seyn sollte, sich einer niemals üblichen Schreibweise zu bedienen, bekannten Thatsachen die Stirne bieten, und sich nicht vielmehr Mühe geben sollte, irgend eine Art von Aehnlichkeit mit den Schriftzügen derer herauszubringen, deren ächte Originalpapiere er der Welt vorzulegen Willens war. Dieser Widersinn, und diese muthwillige Abweichung von dem gewöhnlichen Verfahren, würde doch, glaubt man, einem Verfälscher von dergleichen Handschriften nie in den Sinn kommen; er würde nie das Herz haben, sie zu wagen; und so scheint es, daß dieser Umstand, anstatt ihre Glaubwürdigkeit zu schwächen, ihnen vielmehr

noch zu Statten komme, und ihre Aechtheit unwidersprechlich beweise.

Offenbar folgert man hier eben so, wie Hume in Ansehung der Wunder. Ist es nämlich wunderbarer, daß ein gewisser Vorfall geschehen, als daß der Erzähler desselben ein Betrogner oder Betrüger gewesen sey; so sey es Pflicht des ernstlichen Forschers, nach Abwägung der Wahrscheinlichkeitsgründe, ihrem Uebergewichte gemäß zu entscheiden, und das grössere Wunder unglaubhaft zu finden. Eben so, sagt man, ist es auch im gegenwärtigen Falle leichter, alle diese Papiere für ächt zu halten, als einen so außerordentlichen Zusammenfluß von Albernheit und Betrug anzunehmen, wie man bei ihrer Unächtheit voraussetzen müßte. Dieß sey das größere Wunder von beiden; und man müsse daher, aller Einwürfe ungeachtet, ihre Aechtheit anerkennen.

Sollte indeß diese Schlußfolge gelten; so

müßten ja wohl die Theaterrechnungen und der Briefwechsel unsers Dichters mit seiner Geliebten und Lord Southampton, noch weniger zweifelhaft und verdächtig, oder vielmehr desto ungezweifelter authentisch seyn, wenn sie in lateinischer oder griechischer Sprache abgefaßt wären; denn welcher Verfälscher hätte sich so etwas Unwahrscheinliches einfallen lassen? Haben denn aber die Vertheidiger dieser untergeschobenen Papiere nie von List gehört, die sich selbst überlistet? Beging man nicht vielleicht dergleichen Ungereimtheiten und Widersprüche gerade in der Absicht, um solch einem Beweisgrunde Raum zu schaffen? oder sollten nicht vielmehr manche derselben eine Frucht grober Unwissenheit und Einfalt seyn, die zu einem einträglich und schweren Betruge Lust hatte, und es doch damit nicht recht anzufangen wußte? Freilich ist es, in Betrugsfällen, die gewöhnliche Weise, den gemeinen Weg einzuschlagen, und Sprache,

Schriftzüge, u. dergl. so ähnlich als möglich zu machen; aber immer ist das doch nicht der Fall, weil entweder der Unwissende sich dabei nicht recht zu benehmen weiß, oder weil der schlaue Betrüger zuweilen, wie alle große Genies, lieber die gemeine Bahn verläßt, um seine Vorspiegelungen desto blendender und auffallender zu machen.

Auch mit der Voraussetzung hat es eben so wenig seine Richtigkeit, daß ein ansehnlicher Theil von Lebenszeit dazu gehört haben müßte, so viele und so mannichfaltige Stücke zusammen zu schmieden, und daß sich wohl schwerlich so viel Thorheit und Betrügerei, wie zu diesem Geschäfte erfodert würde, in Einer oder einigen Personen vereinen könne. Wer darf es wagen, die Gränzen der Thorheit und Betrugsucht zu bestimmen? Und die Vielheit der Papiere wird bei näherer Erwägung uns eben so wenig irre machen. Die sämtlichen Stücke der bisherigen Sammlung

belaufen sich auf zwölf kurze Aufsätze, vier gerichtliche Urkunden, und zwei Schauspiele, deren jedes etwa aus dreitausend Versen besteht; und das alles ließ sich ungefähr in Einem Jahre zusammenschreiben. Auch braucht man nicht anzunehmen, daß Alles von Einer Person geschah. Wahrscheinlicher ist es, daß alles, die Kontrakte und Vollmachten ausgenommen, das Werk eines Einzigen war, und daß die Shakspearischen Lumpen von einem Andern zusammengeflickt wurden. Der oder diejenige, (denn wir wissen nicht einmal das Geschlecht des Urhebers) der im Stande war, tausend Zeilen in Einem Tage zu spinnen, durfte nichts von alten Schriftzügen wissen; und der Adept in der Kunst, alte Hände nachzumalen, durfte nicht im Stande seyn, einen einzigen Vers zu machen. Die Erfindung der kleinern Stücke und des Schauspiels ließ sich gar leicht in der Zeit eines halben Jahrs zu Stande bringen, und in eben so vieler

Zeit konnten nicht nur diese, sondern auch das Trauerspiel Lear in den erforderlichen Schriftzügen kopirt werden. Bei weitem das Meiste ist vorgeblich von Shakspeare's eigner Hand. Von seinen Schriftzügen haben wir nur noch eilf Buchstaben des kleinen, und drei des großen Alphabets. Hier hatte also der Künstler ein offnes Feld. Er brauchte nur das zu erreichen zu trachten, was ihm eine Aehnlichkeit im Ganzen dünkte, obgleich er auch hierin einen Fehlgrif that, und nicht einmal bedachte, daß gemeiniglich die Schriftzüge eines achtzehnjährigen Jünglings von der Hand des nämlichen funfzigjährigen Mannes merklich verschieden sind. Und so konnte er damit fast eben so geschwinde fertig werden, als wenn er sie mit seiner eignen, ihm geläufigen Hand geschrieben hätte. Der vorliegende Schriftbetrug ist von allen andern in der Hinsicht verschieden, daß der Urheber desselben glaubte, er könne sich mehr Freiheit herausneh=

men, und folglich seine Arbeit leichter und geschwinder von der Hand schlagen, als es sonst in ähnlichen Fällen möglich ist.

Wie viel läßt sich bey anhaltender Anstrengung nicht ausrichten, wenn man irgend ein festes Ziel vor Augen hat! Malone giebt davon ein auffallendes Beyspiel. Er schrieb das Gedicht *Romeus and Juliet*, welches er in seinen Supplementbänden abdrucken ließ, und welches aus mehr als drey tausend langen, vierzehnsylbigen Versen besteht, in Einer Woche ab, weil er von Morgen bis in die Nacht daran arbeitete. Eine ähnliche Anstrengung hätte folglich auch diese verwegne Arbeit in weit kürzerer Zeit, als oben angenommen wurde, zu Stande bringen können. Und mag sie doch auch drey oder vier Jahre gekostet haben. Und mehr Zeit brauchte es gewiß nicht.

Die damals gewöhnliche Schreibweise ließ sich leicht auffinden und nachahmen; man gieng

aber aus dem gedachten Grunde davon ab, um der ganzen Sache mehr Anschein von Originalität zu geben: und die Masse von Papieren und Urkunden wagte man auf gut Glück, um durch ihre Größe allem Verdachte vorzubeugen. Eine ganz korrekte Nachahmung der Schriftzüge ließ sich hingegen so leicht nicht bewirken; denn in manchen Fällen hatte der Fabricant gar kein Modell vor sich. Der Königin Elisabeth gewöhnliche Schriftzüge konnte er z. B. nicht zu sehen bekommen. Freylich hätte er sie im Brittischen Museum finden können; aber das hätte leicht Argwohn erregt, und in der Folge den ganzen Betrug aufgedeckt. So auch in den meisten übrigen Fällen. Ueber Sprache und Phraseologie des Shakspearischen Zeitalters hatte der gute Mann freylich sehr schwankende und dürftige Begriffe. Es hätte wahrlich ganz andre Geschicklichkeit, Kenntniß und Geschmack dazu gehört, hierin etwas wahrscheinlicheres zu erdichten: und

vielleicht hätten selbst Männer, die noch so lange die Pfade des Alterthums betreten haben, hier sehr oft gestrauchelt. Dr. Johnson, denk' ich, macht irgendwo die sehr richtige Anmerkung, daß die Nachahmer von Spensers Manier alles gethan zu haben glauben, wenn sie seine Stanzen beybehalten und alte Wörter, alte Schreibweise, häufig eingestreut haben, ohne daran zu denken, daß ihre Gedichte keine wahre Nachahmungen Spenser's mehr sind, so bald sie nur Ein Wort brauchen, das zu dieses Dichters Zeiten nicht üblich war.

Man rühmt sich nun noch oben drein, Shakspeare's ganze Büchersammlung aufgefunden zu haben, die, wie einige wollen, aus eilf tausend Bänden bestehen soll, wovon man ein stattliches Verzeichniß aufweist; auch hat man einzelne Bücher daraus angegeben, und vorgezeigt. Sonderbar genug, daß dieß Vorgeben bey Manchen so viel Eindruck hat machen

können! War es denn eine so schwere Sache, um dieß Verzeichniß zu verfertigen, Capell's bekannte mühsame Aufzählung der Bücher jener Zeit abzuschreiben, eine Menge von solchen Büchertiteln aus den Kommentaren über den Dichter aufzulesen, und das Uebrige aus alten Katalogen zu ergänzen? Eben so leicht konnte man einige von diesen Büchern vorzeigen. Ohne viele Mühe konnte man ein paar hundert alte Schwarten auftreiben; und, um ein großes Projekt dadurch zu begünstigen, durfte man auch nicht karg in ihrer Bezahlung seyn, obgleich dieß nicht einmal nöthig war, weil nichtswürdige Scharteken mit unter ähnliche Dienste thaten, so bald man nur den Namen des Dichters hinein schrieb. Auch in England war es ehedem sehr gewöhnlich, kleine Flugschriften von ganz verschiednem Inhalt in Einen dicken Band zusammen zu binden; diese durfte man nur aus einander schneiden, und die, welche etwa erst,

nach Sh's Lebenszeit gedruckt waren, beyseite werfen.

Das anscheinende Alterthum des Pergaments, der Dinte und Siegel der Urkunden wird den Kenner nicht irren, der schon weiß, was für Mittel gebraucht werden, diesen Anschein zu bewirken, oder auf wirklich altem Schreibestof die Züge zu vertilgen, um neue Schrift darüber zu schreiben. Aber das Pergament selbst ist vielleicht eben so neu, als die Schriftzüge; denn es ist so schwer und mühsam nicht, ihm den Schein eines hohen Alters zu geben. Malone hat bey dieser Gelegenheit einen Auszug aus einem gerichtlichen Verhör im vorigen Jahrhundert mitgetheilt, woraus man die Verfahrungsart der Trugsucht in solchen Fällen näher kennen lernen kann. Der Betrug mit den Siegeln aber fällt noch leichter in die Augen.

Unnatürlich war ferner die ganze Art, wie man bey der allmähligen Bekanntmachung dieses

angeblichen Fundes verfuhr. Am natürlichsten wäre es doch wohl gewesen, gleich Anfangs alle einzelne Theile desselben in ein Verzeichniß zu bringen, und dieses vorläufig bekannt zu machen. Statt dessen aber warf man dem englischen Publikum Einen Bissen nach dem andern vor, ließ alle die Herrlichkeiten nicht auf Einmal, sondern brockenweise, vier bis fünf Monate hindurch, zum Vorschein und ins Gerede kommen, und nutzte diese Zeit augenscheinlich, neuere Stücke erst zu schmieden, um den ältern dadurch desto mehr Glauben zu schaffen.

Und wenn nun ja solch eine Entdeckung wirklich gemacht wäre, von wo her ließ sich solch eine Masse ganz ungleichartiger Papiere und Urkunden erwarten? Lady Barnard, Shakspeare's Enkelin, oder der Vollzieher ihres letzten Willens konnten vielleicht die Liebesbriefe ihrer Großmutter in Händen haben, und die gleichlautenden Duplikate von seinen

Kaufbriefen; aber wie wäre sie zu einer Vollmacht gekommen, die ihr Großvater für John Heminges ausgefertiget, und die dieser untergeschlagen hatte, oder zu einem Schenkungsbriefe zum Besten seines vielgeliebten Freundes, William Henry Ireland? Dagegen hätten sich freylich wohl unter den Papieren des Schauspielers Heminges jene untergeschlagene Vollmacht, die Theaterkontrakte, und die zwischen ihm und Sh. geschlossenen Kaufverträge finden können; aber wie sollte er oder seine Erben zum Besitz der Briefe gekommen seyn, welche der Dichter an seine Geliebte geschrieben hatte, zu der Haarlocke, die er ihr schenkte, zu dem kostbaren Ringe, den er von dem Lord Southampton erhielt, oder zu dem sehr gnädigen Schreiben, womit ihn die Königin Elisabeth beehrte? Man nehme für diesen Fund jeden Ort an, den man will; so läßt sich immer das Nämliche darwider sagen, und hier

findet überall gar keine irgend wahrscheinliche Vermuthung statt.

Unterschleife dieser Art sind in der gelehrten Geschichte nicht neu. Es ist bekannt, daß Muretus den Joseph Skaliger mit einigen Versen eines vorgeblich altrömischen Schauspieldichters Trabcas hintergieng, die er aufgefunden haben wollte. Auch Franz Nodot gab im J. 1693 zu Paris einen vollständigen Petronius heraus, wovon er die Handschrift fünf Jahre vorher zu Belgrad entdeckt zu haben vorgab. Jetzt ist es indeß entschieden genug, daß es bloßer Betrug war. *) Psalmanazar's

*) Folgende Hendekasyllaben, die bey dieser Gelegenheit verfertigt wurden, sind auf den gegenwärtigen plumpen Betrug sehr anwendbar:

Salve, nec Latio libelle naso,
Nec lingua facili, nec elegante,
Nec sane nimis Attici saporis,
Proles patris imaginosa Galli,

Fabel von der Insel Formosa wird lange im Andenken bleiben, sowohl wegen ihrer sinnreichen Erfindung als wegen der bittern Reue, welche dieser gelehrte Betrüger in der Folge fühlte. So wurde auch vor etwa sechzig Jahren ein ganzes Manuscript des Catull zusammgeschmiedet, welches sein Urheber, Corradini, in Rom entdeckt haben, und wodurch er auf Einmal allen Mängeln und Schwierigkeiten der vorigen Ausgaben abhelfen wollte. So kennt man in England Lauder's Verfahren wider Milton, die Unterschiebung der Gedichte Ossian's und Rowley's; und ziemlich lange vorher, ehe man vom Ossian und Chatterton etwas wußte, zeichnete sich ein ganz unberühmter

---

Tu te ludere credis et jocari
Romano sale, gratiis Latinis?
Tun' fucum facere auribus Batavis?
O! inscitia ruris inficeti!
O! vecordia putidi cerebri!

Buchhändler, William Rufus Chetwood, durch eine ganz einträgliche Spekulation aus, die, gleich der gegenwärtigen, unsern Shakspeare betraf. Er begnügte sich indeß damit, Titel von Ausgaben seiner Stücke zu erdichten, die ausser ihm kein Mensch je gesehen hatte. Keiner von allen diesen Betrügern aber war dreist genug eine vorgeblich eigenhändige Handschrift des Verfassers selbst aufzuweisen.

Aus allen unsern bisherigen Untersuchungen ergiebt sich nun, daß der oder die Urheber dieses derben und dreisten Betruges, was sie auch übrigens immer für Vorzüge und Verdienste besitzen mögen, doch nichts von der Geschichte Shakspeare's, nichts von der Geschichte der englischen Schaubühne, noch der englischen Sprache wissen. Es ergiebt sich ferner, daß durchaus kein äußerer Beweisgrund von irgend einer Art den jetzt untersuchten Handschriften Glauben verschaffen, oder ihnen auch nur auf ernstliche Prüfung

Anspruch geben kann. Daß die Art ihrer Bekanntmachung, fast zweyhundert Jahr nach dem Absterben ihres vermeynten Urhebers, von allen Seiten äußerst verdächtig ist. Daß die Schreibweise aller der Papiere und Urkunden nicht nur nicht die Schreibweise der damaligen Zeiten, sondern überall gar keines Zeitalters ist. Daß die Sprache nicht die damalige, sondern mehrmals die Sprache eines Jahrhunderts später ist. Daß die Zeitangaben, da, wo sie sich ausdrücklich finden oder folgern lassen, und fast alle die erwähnten Thatsachen der Wahrheit widersprechen, und sich durch unleugbar ächte Beweise und Urkunden widerlegen lassen. Daß die Schauspielerkontrakte mit den Theatergebräuchen zu Sh's Zeiten völlig unverträglich sind, und daß der gerichtliche Styl in den juristischen Aufsätzen eben so unrichtig ist, als die Orthographie und Phraseologie abgeschmackt und sinnlos sind. Und endlich, daß die Schriftzüge aller dieser ver-

mischten Papiere, und die Unterschriften aller der Kontrakte und Urkunden, in allen den Fällen, wo sich ächte eigenhändige Schrift auftreiben ließ, völlig unähnlich mit den wirklichen Schriftzügen derer Personen sind, von welchen sie geschrieben und vollzogen seyn sollen; und da, wo sich dergleichen Autographa nicht fanden, völlig abweichend von der gewöhnlichen Schriftart der damaligen Zeiten. Verlangt man noch mehr Beweise von Unterschiebung und Verfälschung, so ist kaum zu begreifen, was es für welche seyn sollten.

Malone schließt sein kritisches Sendschreiben, wovon man bisher den wesentlichsten Inhalt gelesen hat, mit der Erzählung eines Traumes, dessen Erfindung zwar nicht zu den glücklichsten und sinnreichsten gehört, der aber doch auch hier seine Stelle finden mag.

Während ich, sagt er, mit dieser Untersu-

chung beschäftigt war, bildete ich mir zuweilen ein, daß ich die Sache unsers großen Schauspieldichters vor dem ewig jungen und blühenden Gotte der Melodie und des Gesanges vertheidigte. Voll von diesem Gedanken, war ich einmal, nach einer sehr schlaflosen Nacht, in einer frühen Morgenstunde eingeschlummert. Ich glaubte mich auf den Parnaß versetzt, wo Apoll und seine neun Beysitzerinnen, die Musen, diese Streitigkeit untersuchten, und mich, als Konsulenten für Shakspeare herbeyriefen, um, ehe sie weiter giengen, meine Meynung zu sagen. Die verschiedenen Dichter aller Zeiten und Länder belustigten sich mit dem Spiel ihrer Leyer auf diesem berühmten Berge, der mit einer Menge von Lorbeerbäumen und Ephen besetzt war, untermischt mit sehr vielen gewürzreichen Stauden, welche die Luft mit dem herrlichsten Wohlgeruche durchdufteten. Ich erkannte unsern Dichter sogleich an der auffallenden Aehn-

lichkeit mit dem einzigen ächten Bildnisse von ihm, welches dem verstorbenen Herzoge von Chandos gehörte, und nach welchem wir drey Kupferstiche von berühmten Meistern haben. Er war ein sehr wohlgebildeter Mann, von mehr als mittler Größe. Oben war seine Scheitel fast ganz von Haar entblößt; seine Augen waren äußerst lebhaft, und seine Gesichtszüge zeichneten sich durch jene offne Miene und sanfte Herzensgüte gar sehr aus, welche alle seine Zeitgenossen ihm beylegen. Auf dem Gipfel des Berges hatte er eine angenehme Ebene ausfindig gemacht, wo er mit Spenser, Sir John Sinkling, dem kleinen John Hales, und zwey andern Freunden im Kugelwerfen spielte, ohne im mindesten auf das zu merken, was in jener Gerichtsversammlung vorgieng, obgleich der Sitz Apoll's nur wenig Schritte von ihm entfernt war. Er war, wie ich aus seiner Unterredung erfuhr, früh Morgens in den nahen Ebenen

von Phocis, mit Diana, die damals ihren Bruder besuchte, auf der Jagd gewesen, und mit einigen von ihren Nymphen, die jetzt seinem Spiele zusahen. Da ich mich der unzähligen Beweise erinnerte, welche seine Schriften, vereint mit dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, von der Zärtlichkeit seines Herzens, und von seiner lebhaften Bewunderung des schönern Theils der Schöpfung geben, dessen unzählige Reize alle Freuden so sehr erhöhen, und alle Sorgen des Lebens so sehr lindern und erleichtern; so nahm es mich nicht Wunder, daß ich ihn einer seiner Jagdgefährtinnen erzählen hörte, diese Jagdparthie habe alle Ergötzungen ähnlicher Art weit übertroffen, deren er jemals hier unterm Monde genossen hätte. Sein alter und grämlicher Gegner, Ben Jonson, saß auf einem leeren Fasse, und sah dem Spiele zu, weil er wegen seines starken und schwerfälligen Körpers nicht daran Theil nehmen konnte. Weil ihm sein

beliebter Sekt jetzt fehlte, mußte er sich an den reinen Strom der kastalischen Quelle halten, wovon eine sehr große Flasche neben ihm stand; und er schien zu starke Züge daraus gethan zu haben, wovon er ganz aufgedunsen und wassersüchtig geworden war.

Als ich die vornehmsten Umstände und Gründe vorgebracht hatte, die in meiner Prüfungsschrift weiter ausgeführt sind, und als die Untersuchung darüber angestellt war, schickte sich Apoll an, das Urtheil zu sprechen. Gleich Anfangs bemerkte er, dieß sey einer von den wichtigsten Rechtshändeln, die je vor diesem Gerichte zur Sprache gekommen wären; nicht nur, weil er die Geschichte und den Ruf des größten Dichters betreffe, den die Welt seit Homer's Zeiten gesehen habe, sondern weil er auch in die Geschichte der Sprache einschlage, und derjenigen Dichtungsart, die zwey von seinen Beysitzerinnen vornehmlich zum Gegenstande ihrer

Aufsicht und ihres Schutzes gewählt hätten. Die Rechte der Schriftsteller wären so unverletzlich, als irgend ein andres Recht; und die in dieser Hinsicht gemachten Verordnungen hätten ihr gelehrtes Eigenthum sehr weislich vor jeder Art von Eingrif gesichert, indem sie ihnen auf eine gewisse Zeit ein ausschließendes Vorrecht, ihre Werke herauszugeben und zu ihrem eignen Vortheile drucken zu lassen, ausgewirkt hätten. Der gegenwärtige Fall sey indeß völlig neu, da die Parlamentsakte des Nachtheils nicht Erwähnung thue, welcher dem guten Rufe der Dichter noch lange nach ihrem Tode dadurch könne zugefügt werden, daß man ihnen den armseligsten Plunder aufbürden könne, der von vorgeblichen alten Handschriften abgedruckt wäre, die man auf gut Glück in irgend einem unbekannten Winkel zusammengeschmiedet hätte, und durch den unreinsten Zusatz ihre ächten Werke herabsetzen und verfälschen könne, die man ganze Jahrhunderte

hindurch bewundert hätte. Diese Beleidigung sey nun zwar nicht buchstäblich erwähnt, aber doch klar und augenscheinlich in dem Sinn und Geiste der Verordnung, mit begriffen, und sey eine noch weit größere Kränkung, als die ausdrücklich gedachte, weil diese letztere nur das Eigenthum eines Schriftstellers betreffe, da jene ihn auch noch des guten Rufs und Namens beraube, der jedem Manne von wahrem Ehrgefühle mehr werth sey, als das Leben selbst. Er setzte hinzu, daß er, um für die Zukunft allen Zweifeln vorzubeugen, es für höchst nöthig halte, die Akte über diesen Gegenstand zu erläutern und zu verbessern, und er hoffe, eine gewählte Committee von Dichtern werde in dieser Absicht eine Bill entwerfen. Ohne indeß die Erscheinung einer solchen erklärenden Verordnung abzuwarten, glaube er aus dem vorhin gedachten Grunde völlig berechtigt zu seyn, über den gegenwärtigen Fall ein Urtheil zu sprechen; und

die ganze Versammlung stimmte ihm darin bey. Zuerst also befahl er, es solle ein beständiges Auszischen und Hohngeschrey ein ganzes Jahr hindurch über den Urheber und Fabrikanten der vermischten Papiere erhoben werden, die man unlängst in einem Foliobande bekannt gemacht, und dem berühmten Shakspeare und andern beygelegt hätte; hernach solle man ihren weitern Verkauf auf immer verbieten, und die ganze dann noch in den Händen des Herausgebers befindliche Auflage solle dem Gerichte eingeliefert werden. Wenn man nun von dem schädlichsten und giftigsten Unkraute ein tüchtiges Feuer gemacht hätte, sollten Dr. Farmer, Herr Steevens und Malone alle Exemplare verbrennen, mit Zuziehung des Hrn. Tyrwhitt, *) der einen ehrenvollen Sitz in jenem

---

*) Es ist vermuthlich nicht allgemein bekannt, daß dieser gelehrte Herausgeber Chaucer's auch selbst ein Dichter

Gerichtshofe erhalten hatte, und dessen feines Betragen und denkende Miene alle die Urbanität und Einsicht verrieth, wodurch er sich in seinem Leben auszeichnete. Der Gott der Dichtkunst sagte indeß weiter, er werde sich nicht damit begnügen den guten Namen seines Lieblingssohnes zu retten; sondern, da ihm sowohl peinliche als bürgerliche Gerichtsbarkeit gebühre, so werde er nun auch ein Urtheil über diejenigen Personen sprechen, die darüber angeklagt wären, daß sie dieser verwegnen Erdichtung einen gewissen Grad von Ansehen und Unterstützung gegeben hätten. Da ihr Vergehen so gar schwer nicht sey, so

---

war. Während seiner Schuljahre, 1749, gab er ein Gedicht, An Epistle to Florio at Oxford, heraus, welches sehr viel poetisches Verdienst haben soll. Auch ließ er zu Oxford Translations in Verse drucken, nämlich lateinische Uebersetzungen von Pope's Messias, von Philips's Splendid Shilling, und eine englische von Pindar's achter Isthmischen Ode, 1752. 4.

werde er sie gelinde behandeln, und die Strafen nach den Graden der Verschuldung ermäßigen. In Ansehung der Menge von Personen jedes Alters, Geschlechts und Standes, die im vorigen Jahre sich schaarenweise zu diesen Trugpapieren gedrängt, und ihre größte Bewundrung darüber geäußert hätten, daß sie so braun und so gelb, so erstaunlich alt, und so erstaunlich merkwürdig wären, sollten die Rädelsführer, die man in Verhaft genommen, bloß mit einem gelinden Verweise entlassen werden, und mit der Verwarnung, nie wieder über Dinge zu urtheilen, die ihnen nicht geläufig wären, ohne einen der Rechte des Parnaß kundigen Mann zu Rathe zu ziehen. Aber über eine kleine Gruppe von beharrlichern Verbrechern, die abgesondert vor den Schranken standen, und deren nicht mehr als sieben oder acht zu seyn schienen, glaubte er eine weit härtere Strafe verhängen zu müssen. Denn, wenn diese Herren bescheiden und frey-

müthig gestanden hätten, daß sie in ihrem Urtheil über Dinge, die sie nicht verstünden, zu voreilig gewesen, daß sie nichts von alten Handschriften, alter Sprache und Schreibart wüßten, welches sie ohne Nachtheil für ihre Einsichten hätten thun können, so würde er sich ihrer sehr angenommen haben. Da sie aber so hartnäckig in ihrem Irrthume verharrt hätten, nachdem ihnen derselbe so klar wie sein Sonnenlicht am Mittage einleuchten konnte, und bey ihrer Meinung, weil sie derselben einmal beygetreten, fest verblieben wären, die sie doch nicht behaupten oder beweisen könnten; so glaubte er sie als öffentliche Strafexempel aufstellen zu müssen. Bey jedem Urtheile, das er fälle, habe er die Regel eines großen Richters unter ihren Landsleuten vor Augen, der allemal, wenn er sich zum Mitleid geneigt fühlte, daran dachte, daß auch sein Vaterland Mitleid fodre; und er wünsche, daß die Richterstühle dieser Nation, die ihm wegen ihrer

großen Dichter vorzüglich am Herzen liege, sie möchten nun mit Einem oder mit zwölf Richtern besetzt seyn, immer diesen großen Grundsatz vor Augen haben möchten. Das Mitleid mit dem Vaterlande fodre in dem gegenwärtigen Falle, durch die Strafe dieser Schuldigen, die zwar nicht so strafbar wären, als der unbekannte Rädelsführer, aber doch als Theilnehmer und Mitschuldige Ahndung verdienten, Wahrheit und Redlichkeit zu schützen und aufrecht zu erhalten, diese edelsten Stützen aller menschlichen Handlungen, und der Verbreitung des Irrthums sowohl, als der Begünstigung der Arglist und des Betruges vorzubeugen. Da sich indeß die Strafen und Ahndungen seines Gerichts nur auf solche Züchtigungen erstreckten, welche Männer von Witz und Geschmack am besten zu vertheilen wüßten, so befahl er, daß Butler, Dryden, Swift und Pope alsbald vier Gedichte auf diesen Gegenstand verfertigen soll-

ten, Balladen, Sinngedichte oder Satiren, wie es ihrer Phantasie am besten dünkte, und daß diese, mit seiner Unterschrift versehen, vom Merkur nach England gebracht, und in den Dichterwinkel *(Poet's-Corner)* aller Londoner Morgen- und Abendzeitungen, einen Monat hindurch, in der Absicht sollten eingerückt werden, daß Jeder von diesen leichtgläubigen Parteygängern der Thorheit und Betrügerey „sein Lebe„lang dem Gelächter Preis gegeben, und sein „Name das traurige Refrain irgend eines lusti„gen Volksliedes werden *) möchte.“ Beym Ausspruche dieses gelinden und gerechten Urtheils

---

*) Sacred to ridicule his whole life long,
And the sad burthen of some merry song.

Ganz unvollzogen blieb dieß Urtheil nicht. Der unter dem Namen Peter Pindar bekannte Dr. Woolcot schwang neulich seine scharfe Geissel gegen diesen Betrug in Familiar Verses from the Ghost of Willy Shakspeare to Sammy Ireland; London, White, 1796. 4.

brach das ganze Chor der Dichter, welche zugegen waren, in lauten Beyfall aus. Shakspeare und seine Gesellschafter wurden dadurch von ihrem Spiele abgezogen; und ich erwachte von meinem Traum.

Ob ich gleich anfänglich Willens war, auch aus den übrigen, oben erwähnten, kleinen Schriften, die bey dieser Geglegenheit erschienen sind, Eins und das Andre mitzutheilen; so fürchte ich doch jetzt, die Geduld meiner Leser zu ermüden, und es mag an den bisherigen Auszügen aus Malone's Schrift genug seyn. Aber, was bey der Abfassung und Bekanntmachung dieser Schrift noch nicht der Fall war, ist es nun geworden: der Betrug ist unlängst von seinem Urheber, dem jungen Ireland, vor seiner Abreise nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung wirklich eingestanden. Ein angesehener und durch gelehrte Bücherkunde sehr schätzbarer Lon-

doner Buchhändler, Herr John Edwards, gab mir bey seiner neulichen Durchreise durch Braunschweig diese Nachricht zuerst, und war, auf mein Ersuchen, so gefällig, mir aus Prag, unterm 29. Julius d. J. folgende umständlichere Erzählung von der ganzen Sache schriftlich mitzutheilen:

„Der Plan dieses Betrugs wurde bedächtlich und künstlich genug angelegt, da man mit einem Scheine von Offenherzigkeit einige von den Papieren zuerst einem sehr angesehenen Rechtsgelehrten in London, Hrn. Caldecot, vorlegte, der zugleich ein großer Bewundrer und Ausleger Shakspeare's ist. Dieser ließ sich anfänglich durch die anscheinende Aechtheit der gerichtlichen Urkunden täuschen. Denn, da der junge Ireland Schreiber eines Advokaten war, so konnte er gar leicht alte Siegel und Stücke von altem Pergament erhalten, und Gelegenheit finden, die Schriftzüge der damaligen Zeit nach-

zumalen. Jenes würdigen Mannes Beistimmung gewann nun fast alle rechtskundige Männer für Ireland's Partei. Herr Caldecot redete anfänglich mit mir davon, als von einer Sache, die bald ins Publikum kommen würde, und sagte, er sey von der Aechtheit dieser Papiere nicht nur durch den Augenschein überzeugt, sondern auch durch die Masse von Beweisen, die man beibringen könnte, wohin auch Shakspeare's Kleider, seine Büchersammlung, und selbst zwei noch ungebundene vollständige Exemplare von der ersten Ausgabe seiner Schauspiele gehörten. Man sieht, wie fein die Herren ihren Plan anlegten. Zuerst gewannen sie die Juristen und Diplomatiker durch ihre gerichtliche Urkunden, und hernach hofften sie die Unterstützung der Buchhändler durch eine Sammlung von Büchern zu erhalten, die Shakspear'n selbst gehört haben sollte. Unter dieser Beglaubigung hofften sie das Publikum schon eine Zeitlang

hinzuhalten. Zum Unglück aber rechneten wir Buchhändler nicht gar viel auf seine Versprechungen, und die ungebundenen Exemplare des ersten Shakspeare kamen nie zum Vorschein. Von der angeblichen Büchersammlung wies Ireland zwar einige einzelne Stücke auf; aber sie bewiesen nichts für ihn, weil sie alle neue Bände hatten."

„Wenige Tage nach dieser Vorbereitung durch Herrn Caldecot, kam der jüngere Ireland selbst zu mir, in ein großes zur gelehrten Unterhaltung bestimmtes Zimmer, hinter meinem Buchladen. Es waren eben sechs oder acht Personen bei mir. „Sie haben schon, sagte er, von meinem Glücke gehört, daß ich Schätze von Sh. entdeckt habe, die ein ganz neues Licht auf seinen Charakter werfen, und ihn von einer ganz andern Seite zeigen werden, als seine Lebensbeschreiber ihn uns bisher darstellten?" Da

er dieß laut zu mir sagte, wiederholte ich es der ganzen Gesellschaft, und sagte ihnen zugleich, was mir schon Herr Caldecot darüber gesagt hätte. Man fieng nun an, ihn zu fragen, wie und wo er die Handschriften gefunden habe. Damals antwortete er, er sey in einer von den Provinzen, 150 Meilen von London, gewesen, und einer von seinen Freunden habe ihn, bei Gelegenheit einer öffentlichen Jagdpartie, bei einem Landedelmanne als einen jungen Menschen eingeführt, der ein großer Liebhaber von Alterthümern sey. Dieser Herr, der ein jährliches Einkommen von sechstausend Pfund, und sonst keine Liebhaberei habe, als Pferde und Hunde, habe gesagt: Ich habe ein Zimmer voller Papiere und Bücher, die beinahe seit zweihundert Jahren nicht sind angerührt worden; wollen Sie heute bei mir speisen, so werden Sie da Alterthümer die Menge finden. Anfänglich hab' er hierauf nicht sonderlich geach-

tet; der Landedelmann habe aber zum zweitenmal die Einladung wiederholt, und ihn in ein Zimmer geführt, wo große, sorgfältig zusammengebundene, Papierstöße lagen. Gleich in dem ersten Pakete, das er geöfnet, habe er verschiedne Urkunden mit Shakspeare's Unterschrift, und die Zeitangaben völlig zutreffend gefunden. Seinem Freunde habe er nun gesagt, diese Sachen seyn von unschätzbarem Werth, und müßten öffentlich bekannt gemacht werden. Dieser habe geantwortet: „Für mich sind sie von gar keinem Werth; und da Sie die Entdeckung gemacht haben, so behalten Sie alles, und nehmen alles hin, was sich irgend von Ihrem Shakspeare in meinem Hause findet. Denn wären Sie heute nicht gekommen, so hätt' ich morgen unsern Gerichtsvogt holen lassen, die alten Schwarten durchzusehen, und alles wegzuwerfen, was nicht etwa meine Familienangelegenheiten betrift.“ — Diese Erzählung kam

so widersprechend und unwahrscheinlich heraus, daß keiner von den Herren, die zugegen waren, sie glauben konnte. Einer von ihnen fragte indeß, ob sich unter allen den Seltenheiten kein Bildniß von Shakspeare gefunden habe. Allerdings, antwortete der junge Ireland, und zwar mit dem Namen drüber: *Guilielmus Shakspeare.* — Es läßt sich durchaus nicht denken, rief hier ein Andrer von der Gesellschaft, daß irgend ein Engländer von einiger Erziehung, so sehr er auch an andern Dingen Geschmack finden mag, mit Shakspeare's Namen so ganz unbekannt seyn sollte, daß er solch eine Seltenheit so ganz hätte übersehen sollen, und daß davon noch nie die Rede gewesen wäre! — Hier wußte sich der junge Ireland nicht weiter zu helfen, und auf diesen unerwarteten Einwurf nichts weiter zu erwiedern, als, er sey nicht hergekommen, um sich darüber zu verantworten, wie er zu seinen

Schätzen gekommen sey; genug, er habe sie wirklich in Händen.“

„Den Tag darauf kam der Vater, Herr Samuel Ireland zu mir, um meine Glückwünsche über seines Sohns Entdeckungen in Empfang zu nehmen. Ich gedachte gegen ihn des letzten Einwurfes, den sein Sohn nicht beantwortet habe. O! sagte er, das käme bloß von dem gereizten Unwillen seines Sohns, weil man seiner Aussage nicht habe glauben wollen; aber der Landedelmann habe wirklich nicht gewußt, daß er das Gemälde besitze; denn es sey ganz mit alten gedruckten Blättern überklebt gewesen, die sein Sohn aus Neugierde weggenommen habe. Seine sehr unwahrscheinliche Erzählung überredete weder meine Freunde, noch mich selbst; und da er sah, daß er seine Shakspearischen Handschriften vielmehr verdächtig gemacht, als ihnen Glauben verschafft hatte, erzählte er die Sache seinen ge-

näuern Freunden ganz anders, und einen meiner Freunde wieder auf eine dritte, ganz verschiedne Art, so, daß meine Meinung von dem darunter steckenden Betruge nur noch mehr bestätigt, und ich desto freimüthiger wurde sie zu äußern.“

„Nach dem Abdrucke des Buches selbst überführte schon die Schreibweise allein Hrn. Caldecot sowohl, als alle die von der Betrügerei, die mit der ehemaligen Rechtschreibung bekannt waren; und als das vorgebliche neue Shakspearische Stück Vortigern aufs Theater gebracht wurde, *) verurtheilte es die

*) Dieß Stück wurde den 2. April dieses J. auf die Bühne in Drurylane gebracht. Die Erwartung war äußerst gespannt, und drei Aufzüge wurden mit ruhiger Geduld angehört, die aber nun endlich riß, und in ein allgemeines Auszischen des äußerst elenden Stücks ausbrach. So viel ich weiß, ist es noch nicht im Druck erschienen.

Stimme des Publikums einmüthig als seines Lieblingsdichters höchst unwürdig, und von seiner Manier ganz verschieden. Der ältere Ireland sah sich nun um allen Kredit gebracht, und suchte die ganze Schuld auf seinen Sohn zu wälzen, den er, wie er sagte, nicht habe zwingen und abhalten können. Er wünschte, daß seine Freunde zusammen kommen, und seinen Sohn darüber abhören und vernehmen möchten. Dergleichen Zusammenkünfte wurden wirklich von Ireland's Freunden gehalten; der Sohn weigerte sich indeß, auf ihre und seines Vaters Fragen zu antworten; indeß erklärte er sich, daß er die ganze Sache drei nahmhaften Männern entdecken wolle, wenn sie sich anheischig machten, alles aufs heiligste zu verschweigen, außer denen Umständen, die zur Rechtfertigung seines Vaters dienen könnten. Niemand hatte Lust, sich auf diesen Vorschlag einzulassen, durch den er nur noch verdächtiger

wurde. Bald hernach wurde ein gewisser D*** als Urheber dieser Handschriften genannt. Endlich aber soll der junge Ireland, der eine Bedienung in Ostindien erhalten, vor seiner Abreise eingestanden haben, daß die ganze Sache ein von ihm gemachter Versuch gewesen sey, das Publikum zu hintergehen.“

Ireland's des Jüngern eigne Geständnisse.

Mitgetheilt
von
J. J. Eschenburg.

Zur Vollständigkeit der Nachrichten und kritischen Prüfungen, welche ich den Lesern dieser Zeitschrift über den vorgeblichen Fund Shakspearischer Handschriften ertheilt habe, lege ich ihnen noch den Inhalt einer unlängst in London bey Debrett herausgekommenen kleinen Schrift vor, worin der jüngre Ireland selbst seine begangene Sünde öffentlich beichtet, und sich für den Urheber und Verfertiger jener Hand-

schriften erklärt. Sie führt den Titel: An Authentic Account of the Shakspearian Manuscripts, etc. by *W. H. Ireland*, und füllt 43 Seiten in Großoktav. In dem Auszuge, welchen ich hier aus diesem ziemlich nachlässig geschriebnen Aufsatze geben will, mag der Beichtende selbst reden:

„Um gegen die Welt gerecht zu seyn, hebt er an, und die wider meinen Vater gefaßte gehässige Meinung des Publikums, wegen der Herausgabe der von mir ihm als Shakspearische Handschriften eingehändigten Papiere, zu entfernen, halt' ich es für nöthig, eine wahrhafte Erzählung von der ganzen Sache zu geben; und ich hoffe, daß man alles hier Gesagte mit Güte und Verzeihung aufnehmen wird, wenn man es als das Beginnen eines jungen Menschen betrachtet. *)

*) As the *act of the boy.* Das ließe sich wohl am besten durch Bubenstreich oder Jungenstreich über-

Durch meine Besuchung der Schulen zu Kensington, Ealing und Soho = square, und durch einen dreyjährigen Aufenthalt zu Amiens und in dem Kollegium zu Eu in der Normandie, bereitete ich mich zum Studium der Rechtskunde vor; und als ich sechszehn Jahr alt ward, nahm mich ein angesehener Rechtsgelehrter in New-Inn zu sich.

Weil mein Vater ein großer Liebhaber von alten und seltnen Schriften war, so gewann auch ich an dergleichen Seltenheiten Gefallen, und beschäftigte mich mehr mit Durchstörung alter Bücher = und Schriftengewölbe, als mit der Lesung des Blackstone, oder des Cocke über Littleton.

---

setzen; denn Kinderstreich oder Knabenstreich paßt für den neunzehnjährigen jungen Herrn weniger, der aber nicht weniger Leichtsinn durch diese Art von Entschuldigung seines Betrugs, als durch diesen Betrug selbst, verräth. E.

Nach Tische pflegte mein Vater oft die Nachrichten von Shakspeare zu lesen, und dann zu sagen, es sey doch zu verwundern, daß von so viel tausend Zeilen, die Sh. geschrieben habe, keine Spur weiter mehr vorhanden sey, als die Unterzeichnung seines letzten Willens, und sein Name bey dem Pfandbriefe, den Garrick durch Hrn. Wallis erhielt. Dieß wiederholte er sehr oft, und mit enthusiastischen Lobeserhebungen Shakspeare's pflegte mein Vater mehrmals zu sagen, wenn je ein Mensch höhere Eingebungen gehabt habe, so sey es dieser Dichter gewesen.

Aus Neugier sah ich die in Kupfer gestochne Namens-Unterschrift in Steevens's Shakspeare an, und hatte dabey den Einfall, wenn man irgend eine alte Handschrift aufweisen, und sie für Shakspeare's eigne Handschrift ausgeben könnte, so würde man sich damit einen kleinen Spaß machen, und zeigen können, wie

weit bey Alterthumskrämern die Leichtgläubigkeit gehe.

Einst hatte ich einen dünnen Quartband aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, illuminirt, und in Pergament gebunden, mit ihrem Wappen auf dem einen Deckel des Bandes, gekauft, und nahm mir vor, damit eine kleine Probe zu machen. In dieser Absicht schrieb ich einen Brief, worin ich die Schriftzüge der damaligen Zeiten nachmachte, als ob er von dem Verfasser des Buchs geschrieben wäre, der mit diesem Exemplare der Königin ein Geschenk gemacht hätte.

Diesen Brief schrieb ich mit gemeiner durch Wasser verdünnter Dinte; fand aber doch, daß er ein zu neues Ansehen hatte. Dem ungeachtet nahm ich mir vor, Gebrauch davon zu machen. Ehe ich aber aus der Kämmerey, wo ich ihn verfertigt hatte, nach Hause kam, sprach ich unterweges bey einem Buchbinder, Namens

Laurie, ein, und erzählte ihm mit Lachen, was ich begonnen hatte. Nun zog ich meinen Brief hervor, und fragte ihn, was er davon denke? Er sagte mir, er wäre recht gut gemacht, und mancher würde sich schon dadurch anführen lassen.

Ein junger Mensch, der bey diesem Buchbinder arbeitete, sagte mir darauf, er könne mir eine Komposition geben, die weit mehr das Ansehen alter Dinte haben sollte. Ich bat ihn darum; und er mischte mir einige saure Tropfen mit einer andern Flüßigkeit, deren man sich zum Marmoriren der Bücherbände bedient. Sodann schrieb er ein paar Worte auf ein Papier, hielt es übers Feuer, und die Buchstaben wurden sogleich ganz braungelb. Mit dieser Dinte gieng ich wieder in die Kämmerey, schrieb den Brief noch einmal, nahm ihn mit nach Hause, und zeigte ihn meinem Vater, der ihn für ächt hielt. Diesen Brief und das Buch tauschte ich

mit ihm gegen ein andres aus. Es war dieß der erste Versuch, den ich machte; nachdem ich aber eine ziemliche Menge Shakspearischer Handschriften geschrieben hatte, kam mir meine erste Probe so schlecht vor, daß ich sie von meinem Vater zurückfoderte, und aus Furcht, entdeckt zu werden, sie wieder vernichtete.

Bald hernach gieng mein Vater aufs Land, und, da eben Gerichtsferien waren, erhielt ich von dem Rechtsgelehrten, unter dem ich arbeitete, Urlaub, ihn zu begleiten. Der letzte Ort, den wir vor unsrer Rückreise nach London besuchten, war Stratford am Avon, wo wir ungefähr zehn Tage blieben. Während dieser Zeit erkundigte sich mein Vater sehr sorgfältig nach Shakspeare, an diesem seinem Geburtsorte; aber er erfuhr nicht viel mehr, als die, welche vor ihm da waren.

Wir machten einen Besuch zu Clopton House, etwa eine englische Meile von Strat-

ford; und der dortige Gutsherr nahm uns sehr höflich auf. Als mein Vater sagte, er wünsche etwas Näheres von Shakspeare zu erfahren, antwortete dieser Landedelmann, wenn er nur einige Wochen früher gekommen wäre, so hätte er ihm eine große Menge von Briefen dieses Dichters und seiner Angehörigen geben können. Dieß hörte mein Vater mit großer Verwundrung und fragte, was denn aus diesen Briefen geworden sey? Der Edelmann antwortete, er habe einige junge Feldhühner gehabt, die er gern habe groß füttern wollen, und deswegen ein kleines Zimmer ausgeräumt, wo diese Papiere gelegen hätten, und einen großen Korb voll davon verbrannt. Er sagte, sie wären alle so mürbe wie Zunder gewesen; aber auf vielen von ihnen habe er ganz deutlich die Unterschrift William Shakspeare unterscheiden können. Dabey wandte er sich an seine Frau, und sagte zu ihr: erinnerst du dich nicht dessen noch, mein

Kind? Sie antwortete: o! ja, recht sehr gut; und du weißt, daß ich dir damals Vorwürfe darüber machte, daß du die alten Papiere verbrennen ließest. Mein Vater rief aus: um Gottes Willen, gnädiger Herr, Sie wissen nicht wie viel die Welt durch ihre Vernichtung eingebüßt hat! Er bat sich darauf die Erlaubniß aus, das Zimmer zu sehen, und der Edelmann verstattete es ihm gern, mit den Worten: Sollten noch einige Papiere da seyn, mein Herr, so mögen Sie sie hinnehmen; denn es ist lauter unnützer Plunder, der nur da im Wege liegt. Wir giengen also in das Stübchen, fanden aber keine Spur von Papieren weder dort, noch sonst irgendwo im ganzen Hause.

Da mein Vater mich nun durch viele Unterredungen mit seinem Enthusiasmus für Shakspeare angesteckt hatte, so suchte ich nicht nur überall nach, sondern fiel auch darauf, das zu versuchen, was ich nun weiter erzählen werde.

Wir kamen wieder nach London, und ich nahm meine Arbeiten in der Kämmerey wieder zur Hand. Zufälligerweise fand ich mich hier jetzt allein, weil der Eine meiner Mitarbeiter abgegangen, und der Zweite gestorben war. Mein Vater äußerte noch immer seine große Verehrung für Shakspeare, und sagte oft, er wolle gern alle seine seltnen Bücher dafür hingeben, wenn er nur eine einzige eigenhändige Zeile von ihm erhalten könnte.

Dieß erweckte meinen Eifer, überall nachzuforschen, und eine Menge von alten Briefschaften und Urkunden in dieser Absicht zu durchsuchen. Aber alle meine Mühe war vergebens.

Bloß zum Spaß fiel ich nun darauf, Shakspeare's Hand nachzumahlen, und kopirte so treu als möglich die Facsimilies seines Namens unter dem Testament und dem Pfandbriefe in der Ausgabe von Steevens. Auch schrieb ich mir die Hauptpunkte dieser Urkunden ab, und

setzte nun den Verlassungsschein zwischen William Shakspeare und John Heminges, Michael Fraser und seiner Frau Elisabeth auf, wobey ich doch noch manche Irrungen begieng, die ich hernach selbst einsah. Ich hatte dabey eine gerichtliche Urkunde aus den Zeiten K. Jakob's vor Augen, woraus ich die Schreibart entlehnte, und hernach die Namen hinzusetzte. Ich schrieb dieß Dokument mit der obengedachten Dinte; sie fiel aber auf dem Pergament anders aus, als auf dem Papier, und hatte bloß das Ansehen von gewöhnlicher, mit Wasser verdünnten Dinte. Eine wirkliche Urkunde oder Verschreibung schien mir hier zuerst das rathsamste für meinen Zweck zu seyn.

Ich nahm sie mit nach Hause, und sagte zu meinem Vater, ich hätte ihm eine große Seltenheit zu zeigen, worüber ich seine Meinung zu vernehmen wünschte. Er sah den Schenkungsbrief an, und versicherte mir, er halte

ihn für ächt. Ich bat ihn also, er möchte ihn behalten; und er bot mir dafür irgend eins seiner seltnen Bücher an; ich verlangte aber nichts. Damals hatte ich wirklich nichts Weitres im Sinne, weil ich bloß meinem Vater eine kleine Freude machen wollte.

Dieser zeigte indeß mehrern die Urkunde; und alle nahmen sie für ächt. Manche sagten mir auch, wo sie sich gefunden hätte, da müßten gewiß noch alle die Shakspearischen Handschriften seyn, nach welchen man so lange vergeblich gesucht hätte. Mein Vater sagte gleichfalls, er sey gewiß, daß ich noch von mehrern wisse. Und da mir auf diese Weise theils von andern, theils auch von meiner eignen Eitelkeit, zugesetzt wurde, so beschloß ich, meine Versuche weiter zu treiben.

Das Glaubensbekenntniß von Sh's. Vater brachte mich auf den Gedanken, ein ähnliches von dem Sohn aufzusetzen. Und da ich hörte,

daß man an jenem die Anrufung der Heiligen und die ganze abergläubische Einkleidung tadelte; so nahm ich mir vor, dieses ganz einfach zu entwerfen, um dadurch zu beweisen, daß Sh. ein Protestant gewesen sey, woran man oft noch gezweifelt hatte.

Ich nahm einen alten Bogen weiß Papier, welcher der Umschlag von Rechnungssachen gewesen war. Da ich aber damals die Papierzeichen der damaligen Zeiten nicht kannte, so wählte ich mit Fleiß solche Blätter, die gar keine Zeichen hatten. Als ich hernach hörte, das damalige Papier habe gemeiniglich einen Wasserkrug als Zeichen des Papiermachers gehabt, so suchte ich so viel auf diese Art bezeichnetes, als möglich, aufzutreiben. Uebrigens schrieb ich dieß Glaubensbekenntniß nach bloßem Gutdünken, nur daß ich die Namenszüge nach den shakspearischen zu ziehen suchte. Ich nahm es mit nach Hause; und alle, die es vorlesen

hörten, bewunderten die darin herrschende einfache Sprache.

Man fragte mich häufig, wie ich dazu gekommen sey. Anfänglich ließ ich mich auf diese Frage gar nicht ein. Hernach schien mirs doch nöthig, etwas darauf zu antworten; und nun erdichtete ich folgendes Geschichtchen.

Zufälligerweise hätt' ich einen angesehenen Mann kennen lernen, und ihm meine Liebhaberey für alte Bücher und eigne Handschriften berühmter Leute zu erkennen gegeben. Er hätte mich darauf zu sich eingeladen, um eine ganze Menge von ihm ererbter alter Urkunden und Papiere durchzustören. Eine Zeitlang hätt' ich das für Spaß genommen, und nicht darauf geachtet; eines Tages aber, da ich eben in der Gegend gewesen, wäre ich zu ihm gegangen. Hier hätte ich nun eine Menge zusammengebundner Packete alter Papiere, und unter ihnen, nach vielem Suchen, endlich jene Urkunde gefun-

den. Mein Freund wäre zwar über diesen wichtigen Fund erstaunt, hätte mir aber doch ihn mitnehmen lassen, weil er mir einmal alles, was mir anstehen würde, zu geben versprochen hätte.

Als ich indeß mehrere Papiere zusammengeschrieben hatte, wunderte man sich, wie Einer so schwach habe seyn können, solch einen Schatz aus den Händen zu geben. Um dieß also glaublich zu machen, setzte ich noch hinzu, ich hätte bey Durchsuchung der alten Papiere meines Freundes auch ein Dokument gefunden, welches ihm den Besitz eines ansehnlichen und lange streitigen Grundstücks versicherte; und dafür habe er mir Alles versprochen, was ich in Betref Shakspeare's finden würde. Um ferner allen Nachfragen über den Namen dieses so willfährigen Mannes, u. dergl. vorzubeugen, setzte ich hinzu, er sey ein Mann von großem Vermögen, und gar nicht Willens, sich vielen

Zudringlichkeiten und Erkundigungen Preis zu geben; deswegen habe ich mich gegen ihn eidlich zur Verschwiegenheit verpflichten müssen. Um dem allen noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, äußerte ich auch noch die Vermuthung, daß sein Vater, der ein großer Rechtsgelehrter gewesen sey, vielleicht in seinen Geschäften die Papiere zum Gebrauch erhalten, und widerrechtlich behalten habe. Würde daher sein Name bekannt, so könnte das leicht seiner Familie nachtheilig werden. Und auf diese Art gelang es mir, eine Zeitlang glücklich genug durchzuschlüpfen.

Herr Talbot, der bey dieser Sache so sehr mit ins Gerede gekommen ist, kam oft in die Kämmerey, und sagte mir, er sey gewiß versichert, daß die Urkunde, die ich meinem Vater gegeben hätte, nicht ächt, sondern von mir untergeschoben sey. Meine Fertigkeit, alte Schriftzüge nachzumahlen, war ihm auch nicht unbekannt, weil er mich ehedem oft damit beschäftigt

gesehen hatte. Ich leugnete seinen Vorwurf geradezu ab; allein, wenig Tage nachher, da ich eben emsig bey der Arbeit war, überraschte er mich, und ertappte mich auf der That. Jetzt konnte ich es ihm nicht länger Hehl haben, und bat ihn nur aufs dringendste, mich nicht zu verrathen. Dieß versprach er mir auch, und hielt hernach, während des ganzen fernern Verlaufs der Sache, redlich Wort. Bald hernach gieng er von London weg, nach Dublin; und ich versprach ihm bey seiner Abreise, ihm alles zu schreiben, was weiter vorfallen würde. Weiter hat er an dem ganzen Handel nicht den mindesten Antheil.

Wie ich zu der Dinte gekommen bin, hab' ich schon gesagt. Das alte Papier kaufte ich größtentheils von einem Buchhändler, Namens Verey, in Great-May's Buildings, St. Martin's Lane; Schreibart und Sprache aber gehören, wie ich hier feyerlichst betheure, ganz

mir allein; kein Mensch gab mir dazu einen einzigen Gedanken an die Hand.

Den Brief an Cowley schrieb ich, um dadurch zu beweisen, daß Sh. ein durchaus gutherziger Mann gewesen sey. Kein Wunder, daß man ihn nicht verstand; denn ich selbst versteh ihn nicht. Warum ich eigentlich Heminge's Note und Empfangschein aufsetzte, weiß ich selbst nicht recht mehr. Der Brief an seine Frau, Anne Hatherwaye, sollte, so wie die an sie gerichteten Verse, seine Liebe zu ihr beweisen. Mit der Haarlocke war es mehr kindischer Spaß, als Absicht, die Aechtheit der Papiere noch mehr dadurch zu bestätigen.

Da ich von Lord Southampton's Milde gegen Sh. gehört hatte, so fiel ich darauf, den Briefwechsel zwischen ihnen zu erdichten, und da ich die Handschrift des Lords nirgends auftreiben konnte, so erdichtete ich sie nach Willkühr; und, um sie von der shakspearischen desto abste-

chender zu machen, schrieb ich sie ganz mit der linken Hand. Genau weiß ich mich der Ordnung nicht mehr zu erinnern, in welcher ich die Papiere meinem Vater mittheilte; dieser Umstand thut aber auch, denk' ich, nichts zur Sache.

Unter andern Personen, welche die Handschriften in Augenschein nahmen, waren auch Dr. P = = r, und Dr. W = = n. Ich war in meines Vaters Studierzimmer, als sie die Schreibart derselben ungemein lobten, und erinnere mich besonders noch sehr wohl, daß Einer von ihnen, nachdem das Glaubensbekenntniß ihnen vorgelesen war, zu meinem Vater sagte: „Lieber Herr Ireland, wir haben viel Schönes in unsern Kirchengebeten und in unsrer Litaney; aber hier ist ein Mann, der uns alle weit hinter sich läßt“. Kaum konnte ich mich des Lachens enthalten, als ich mich so loben hörte, und wegen eines Aufsatzes, den ich ohne vieles Nachdenken hingeschrieben hatte; der Bey-

fall dieser beyden so gelehrten Männer machte mich stolz, und nun erst fieng ich an, mir nicht gemeine Geschicklichkeit zuzutrauen.

Den Brief der Königin Elisabeth schrieb ich bloß nach dem Vorbilde ihrer Namens-Unterschrift, die ich nach einem Original kopirte, welches mein Vater in Händen hatte. Er sollte ein Beweis der Achtung seyn, welche die größte Frau seiner Zeit gegen Sh. bewiesen hätte, und seinem Namen, wo möglich, noch höhern Glanz ertheilen.

Bey einem Trödler in Butcher-Row sah ich eines Tages eine illuminirte Zeichnung zum Verkauf aushangen. Ich glaubte, sie könne in meinen Kram dienen, kaufte sie, gieng in die Kämmerey, wo ich einige Wasserfarben hatte, und mahlte die Buchstaben *W. S.* und die Titel einiger Schauspiele hinzu. Auch brachte ich in dem Einen Winkel Shakspeare's Wappen an, das ich jedoch so wenig kannte, daß ich

den Speer in ganz andrer Richtung legte, als er billig hätte liegen sollen. Auf der Rückseite dieser Zeichnung war die Figur eines Holländers: diesen änderte ich in Shylock um, indem ich Messer und Wagschale hinzumahlte. Vermuthlich stellte das Bild eigentlich den Kontrast eines alten geldgierigen Vaters mit einem in Kleidung und Ueppigkeit verschwenderischen Sohne vor. Die Zeichnung ist ohne Zweifel sehr alt; aber Schrift, Wappen, Wagschale, Messer u. s. f. ist alles von meinem Zuthun.

Mehrmals hatte man gewünscht, daß sich nur eine einzige Originalhandschrift von Sh's gedruckten Schauspielen finden möchte, um zu sehen, ob all das schlechte Zeug in den ersten Quartabdrücken wirklich von ihm sey. Dieß brachte mich auf den Einfall, den König Lear mit alten Schriftzügen ganz niederzuschreiben, und Verse, die ich unter seiner Würde hielt,

abzuändern. Dadurch glaubte ich seinem Ruhme beförderlich zu seyn.

Um die Aechtheit der Papiere noch glaublicher zu machen, schrieb ich die Vergleichspunkte zwischen den beyden Schauspielern Lowin und Condell. Mit den Empfangscheinen und andern Rechnungen wollt' ich Shakspeare's Genauigkeit auch in den gewöhnlichsten Dingen beweisen. Dadurch, daß in dem Empfangscheine für das beym Lord Leicester aufgeführte Stück die Summe so hoch für die damaligen Zeiten war, wollt' ich zeigen, in welch einer vorzüglichen Achtung seine Gesellschaft vor allen andern gestanden habe.

Die Schnüre, womit ich die Packete zusammenband, waren aus einer alten Tapete losgetrennt, wovon ich einige bey Hrn. Wallis um eben die Zeit zurückließ, als ich ihm mein Geheimniß anvertraute.

Jetzt war meine Dinte verbraucht; und ich

wandte mich abermals an den Buchbindergesellen. Ich erhielt von ihm eine größere Flasche, wovon ich den Ueberrest gleichfalls Hrn. Wallis gab.

So fuhr ich fort, und gerieth zuletzt auf den Einfall, ein ganzes Schauspiel zu schreiben. Bey meinem Vater hatte ich sehr oft ein Gemählde nach einer Zeichnung von Mortimer gesehen, welches die Rowena vorstellte, wie sie dem Vortigern den Wein reicht. Dieser Stoff schien mir brauchbar für meinen Zweck; ich zog Holinshed's Chronik zu Rathe, machte mir einen Plan, und verfertigte das Stück, das ich für Shakspearische Arbeit ausgab, und welches aus mehr als zweytausend Versen besteht. Wenn man das Original zu sehen verlangte, so antwortete ich, mein Freund wolle es nicht eher herausgeben, bis ich es völlig abgeschrieben hätte. Dadurch gewann ich Zeit, es weiter zu verfertigen, und mit den alten Schriftzügen abzuschrei-

ben. Stellenweise wurde dieß Stück gelobt; nur fand man eben den Fehler der Ungleichheit darin, wie in den meisten Stücken des Dichters. Man hielt es für besser, als seine schlechtesten, aber für schlechter, als seine besten Schauspiele. Ich hörte diese Kritiken an, lächelte dazu, und wunderte mich nicht wenig darüber, daß ich in so jungen Jahren überall fähig war, einem so großen Dichter nachzuahmen.

Nun schrieb ich auch einige Verse von Hamlet, mit unbedeutenden ähnlichen Aendrungen, wie die im Lear; machte noch andere Empfangscheine, und malte dann Shakspeare's Kopf auf Pergament, umgeben mit den Namen verschiedener Schauspieler seiner Zeit, die ich aus der Folio-Ausgabe seiner Werke entlehnte.

Weil man durchgängig der Meynung war, wenn sich ein Abkömmling Shakspeare's anfinden sollte, so könne derselbe auf diese Papiere Anspruch machen; so fiel ich darauf, darzuthun,

daß sich unter den vertrautesten Freunden des Dichters ein gewisser Ireland befunden habe. In dieser Absicht erdichtete ich den Schenkungsbrief, und die Geschichte, daß dieser Ireland seinen Freund Sh. vom Ertrinken gerettet habe. Auch entwarf ich die Danksagungsverse, und die Zeichnung von Ireland's Hause. Um endlich allen fremden Ansprüchen vollends vorzubeugen, sagte ich, mein Freund habe mir versichert, die Handschriften hätten ursprünglich einem von unsern Vorfahren gehört, und er habe sie mir als ein rechtlich gegründetes Eigenthum gegeben.

Absichtlich ließ ich mich damals überall sehen, damit man glauben möchte, ich sey ein umher treibender, gedankenloser, junger Mensch, und nicht im Stande, dergleichen Sitzarbeit vorzunehmen.

Mein Freund Talbot kam wieder nach England, und wunderte sich nicht wenig über

die Menge und Mannichfaltigkeit meiner Schreibereyen. Wir zernichteten beyderseits alle unsre Briefe über diese Sache, und verabredeten uns, niemals in Gegenwart andrer davon zu reden.

Als man im Publikum zu zweifeln anfieng, bat ich ihn, mit mir in diesem Handel Parthey zu machen; und nach vielem Weigern willigte er darein. Ich sagte nun meinem Vater, Talbot wisse auch mit darum; und jetzt wünschte er von ihm zu erfahren, wie es sich eigentlich mit den Handschriften verhalte. Weil indeß T. nicht recht die Rolle wußte, die er zu spielen hatte, und meinen Aussagen zu widersprechen fürchtete, so sagte er zu meinem Vater, er wolle ihm in einigen Tagen einen schriftlichen Bericht von der ganzen Sache zusenden. Dieß ließ sich mein Vater sehr ungern gefallen; und ehe noch T. wieder abreisete, entwarfen wir mit einander den ganzen Bericht, den er nachher einsandte.

Ich fuhr immer noch fort, Papiere von mancherley Art auszufertigen, theils, um die Masse zu vermehren, wodurch ich ihre Aechtheit noch mehr zu bestätigen glaubte, theils auch, weil man diese Aechtheit nicht bezweifelte, und weil ich sie von den Literatoren immer noch loben hörte. Auch schrieb ich handschriftliche Noten über Bücher, ungefähr funfzig an der Zahl, die ich alle meinem Vater gab.

Nicht bloß auf eignen, sondern auch auf vielfachen fremden Antrieb, faßte mein Vater den Vorsatz, die Papiere öffentlich bekannt zu machen. Ich bat ihn, davon abzustehen; er antwortete mir aber, die Welt solle eines solchen Schatzes nicht entbehren. Am Ende scheute ich mich, ihm die wahre Geschichte zu erzählen, und wußte nicht recht, was für Maaßregeln ich nehmen sollte. Mein letzter Schritt war also der, daß ich ihm erklärte, wenn er ja darauf bestehe, die Papiere in Druck zu geben, so müsse

es auf seine eigne Gefahr geschehen, weil mein Freund mit der Sache nichts zu schaffen haben wolle. Er antwortete ohne Bedenken, er wolle gern alles allein auf sich nehmen; und da ich es also unmöglich fand, ihn davon abzuhalten, so mußte ich mir den Druck der Papiere gefallen lassen.

Ich schrieb die Vollmacht für John Heminge, und gab darin von weitem einen Wink, daß der bisherige Besitzer der Handschriften einer von dessen Abkömmlingen gewesen sey, und daß jener sein Vorfahr die in jener Urkunde gemachte Verfügung nicht vollzogen, sondern die Papiere für sich behalten habe; dieß führte ich als eine hinreichende Ursache an, seinen Namen geheim zu halten. Hätte ich nicht noch diesen Aufsatz verfertigen müssen, so würde ich mich an das Zwischenspiel, *The Virgin Queen,* und an das Schauspiel Heinrich *VII.* gemacht haben, deren in jener Vollmacht Erwähnung geschieht.

Das Trauerspiel Vortigern wurde nun einstudirt, und, nach langem Zögern, auf die Bühne gebracht. Ob es gleich keine günstige Aufnahme erhielt, so wurde doch dadurch meine Freude nicht vermindert, schon in so jungen Jahren ein Stück geschrieben zu haben, das nicht nur gespielt, sondern auch für das Werk des größten Dichters ausgegeben wurde.

Herrn Malone's sehr langweilige Epistel trat jetzt ans Licht. Der Betrug, sagt er, ist elend, und armselig angesponnen; warum wandte er denn so viel Zeit und Mühe daran, forschte so tief in Alterthümern umher, ließ sich darauf ein, Geburts- Heyraths- und Sterberegister und dergl. zu durchsuchen, und ein langes Sendschreiben an Lord Charlemont von vierhundert Seiten aufzusetzen, um das zu beweisen, was, wie er sagt, auch der Einfältigste mit Händen greifen kann? Offenbar aber war er die meiste Zeit hindurch in einem Traume begriffen.

Ich schrieb das Schauspiel Heinrich *II.* wovon ich aber nur drey Blätter in der alten Schriftweise vollendete, die jetzt mein Vater besitzt. Viele hielten es für besser, als den Vortigern.

Am Ende gab das Publikum meinem Vater Schuld, daß er Antheil an der Verfertigung der Handschriften habe; und jetzt erst fieng ich an, darüber unruhig zu werden.

Der Brief von Herrn Talbot kam in mehrere Hände. Er enthielt die Geschichte so, wie wir es mit einander verabredet hatten; und bald hernach erhielt ich einen andern von ihm, woraus ich hier eine Stelle mittheile, weil sie beweist, daß ich ganz allein Urheber der Handschriften war. Der Brief ist vom 6. Januar, 1796.

„Es ist nun wohl, schreibt er mir, ein ganzer Monat, seitdem ich Ihrem Vater umständliche Nachricht von der Entdeckung des

Vortigern ertheilte, und von allem dem, was vor und nach der glücklichen Entdeckung dieses Stücks vorgieng. Mit eben der Post schrieb ich auch an Sie, und bat Sie, den an Ihren Vater geschriebnen Brief auch unserm Freunde H. zu zeigen, und eine Abschrift davon zurückzubehalten. Jetzt finde ich es also doch hart, daß Sie mich keiner Antwort würdigen, und meine Bitte unerfüllt lassen. Ich bat nämlich um eine Abschrift von Vortigern und Rowena mit den für die Vorstellung gemachten Abkürzungen; und doch, Freund, sind Sie achtlos genug, mir diese Abschrift von einem Schauspiele vorzuenthalten, das ich, wie Sie wissen, bey meinem Aufenthalt in London nicht Zeit hatte zu lesen, und wovon Sie doch leicht vermuthen können, daß ich es fast eben so sehr, als alle Werke Shakspeare's, zu lesen wünschen muß. Aber bedenken Sie meine hiesige Lage; und Sie werden mir gewiß die Erneurung

meiner Bitte nicht übelnehmen. Hier weiß Jedermann, wie sehr Vortigern mir am Herzen liegt; und Jedermann fragt mich nach den besondern Umständen dieses Stücks. Ich zeige dann die Abschrift meines Briefes an Ihren Vater vor; wenn man mich aber über das Stück selbst, seinen Werth, seine Intrigue, seine Schönheiten, u. s. f. fragt, weiß ich von nichts. Man wundert sich sehr darüber, daß ich von seiner Erscheinung keine Auskunft geben kann. Auch fragt man mich, ob ich nicht irgend ein Zettelchen von Shakspeare's eigner Hand habe. — — Ich bitte Sie also, Freund, schicken Sie mir irgend eine Rechnung, eine Quittung, oder einen Brief von ihm.“ u. s. w.

Man sieht aus dieser Stelle, daß Talbot nichts von dem Schauspiele Vortigern wußte. Hätte er mirs schreiben helfen, so würde er nicht haben sagen können, daß er von dem Werth, der Intrigue und den Schönheiten dieses Stücks

nichts wisse. Die Sache selbst wußte er freylich; aber das war auch alles. Ueberhaupt ließ er sich auf die ganze Geschichte auf mein dringendes Bitten sehr ungern ein.

Es entstand nun eine förmliche Kommission, welche die Handschriften in Augenschein nehmen, und von ihrer Aechtheit ihr Gutachten abgeben sollte. Ich mußte dabey zugegen seyn. Man legte mir allerley Fragen über die Papiere vor. Meine Antwort war, ich erscheine bloß, um meinen Vater wider die gegen ihn gefaßte üble Meinung zu rechtfertigen; weiter aber werde ich mich auf nichts einlassen. Auch erbot ich mich zum Eide, daß mein Vater mit der ganzen Sache durchaus nichts zu thun habe; dawider aber erklärten sich einige von den Mitgliedern. Es wurden noch andre Kommissionen gehalten, worin Talbot's Brief mehrmals verlesen wurde; und in der einen wurde ein von der Kommission unterzeichnetes Gesuch aufgesetzt,

worin die mißliche Lage meines Vaters in Ansehung des Publikums beschrieben wurde; diesen Aufsatz sollte ich meinem Freunde zusenden. Hernach aber beschloß ich doch, lieber selbst die Wahrheit herauszusagen, als ihn so vielem unverdienten Tadel auszusetzen.

Bey der nächsten Zusammenkunft sagte ich also, derjenige, von dem ich die Handschriften erhalten hätte, wolle das Geheimniß zwey Männern von bewährtem Ansehn entdecken. Man entwarf also eine Namenliste, die ich meinem Freunde vorlegen sollte, um die Namen, die ihm nicht gefielen, auszustreichen, und dann den beyden, die er stehen ließe, das Geheimniß zu offenbaren.

In der folgenden Versammlung gab ich diese Liste zurück, in der ich nur ein paar Namen von Männern ausgezeichnet hatte, die mit vieler Wärme die Papiere für ächt angenommen hatten. Aber einige von ihnen waren nicht in der

Stadt, und andre hatten nicht Lust, dieß Geschäfte zu übernehmen.

Da ich, wie gesagt, zu verstehen gegeben hatte, der bisherige Besitzer der Handschriften sey für seine Lage besorgt, wenn die Wahrheit an den Tag käme, und da einige Mitglieder zu verstehen gaben, er müsse sich bey Rechtsgelehrten Raths erholen, wie er sich zu benehmen habe; so gieng ich selbst zu Herrn Wallis, und erzählte ihm, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, fast die ganze Geschichte. Zugleich gab ich ihm einen schriftlichen Bericht von den Hauptumständen, den ich in seiner Gegenwart, sowohl in der alten Schriftweise, als mit meiner gewöhnlichen Hand, niederschrieb. Auch legte er mir verschiedne Fragen vor; z. B. aus was für Ursach ich so mancherley Arten von Aufsätzen gemacht hätte; und ich antwortete alsbald schriftlich darauf. Dieß that ich vor fünf Monaten; und wenn man meine gegenwärtige Erzählung mit

der damaligen zusammenhält, wird man beyde übereinstimmend finden.

Immer noch gab man meinem Vater Schuld, daß er an der Sache unmittelbar Theil habe; dieß verursachte ihm viele Unruhe. Er schrieb an Herrn Talbot, und fragte ihn, ob er die Wahrheit seiner Erzählung förmlich bestätigen wollte; und dieser antwortete, wenn ich mich gleichfalls dazu verstände, so wolle er einen Eid ablegen, daß Niemand, außer uns Beyden, und noch einem Dritten, um das Geheimniß wisse. Dieß that er, weil er gewiß voraussah, ich könne mich nicht zu dieser eidlichen Versicherung verstehen, weil überall kein Dritter mit im Spiele war. Als ich mich nun weigerte, schob mein Vater natürlicher Weise alle Schuld auf mich. Auch hat man Herrn Talbot verschiedentlich dazu vermögen wollen, den Eid allein zu thun; er hat aber sich nie dazu verstanden.

Mein Vater gieng aus London weg. Wäh-

rend seiner Abwesenheit faßte ich den Entschluß, das Haus zu verlassen, weil ich die Wahrheit nicht sagen, noch weiter mit ihm leben, und Zeuge seiner Unruhe seyn konnte. Er beklagte sich außerdem darüber, daß das Geheimniß einem andern, und nicht ihm, entdeckt sey. Ich führte also meinen Vorsatz aus. Wie sehr sich mein Vater die Sache zu Herzen nahm, beweist unter andern ein Brief, den er an mich schrieb, und der mich über seinen ängstlichen Kummer in nicht geringe Verlegenheit setzte. *)

Ich fragte nun Herrn Wallis, was ich thun sollte, um meinem Vater das Herz leichter zu machen. Er entwarf folgenden Aufsatz, den ich unterzeichnete:

„Um meinem Vater Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und die üble Meynung, die

*) In die hier ausgezogene Schrift ist dieser Brief der Länge nach eingerückt.

man wegen der von ihm herausgegebenen vorgeblichen Handschriften Shakspeare's von ihm gefaßt hat, aufzuheben, erkläre ich hiermit aufs feyerlichste, daß ich ihm selbst diese Papiere, als Handschriften von Shakspeare, gegeben habe, und daß er durchaus nichts davon wußte, aus welcher Quelle sie kamen, oder wie es sich irgend damit verhielt, oder sonst von etwas außerdem, was ich selbst ihm gesagt hatte; und daß er sie ohne irgend den rechten Grund zu wissen, und ohne die mindeste Absicht von Betrug und Arglist in Druck gegeben hat, sondern vielmehr mit der festen Ueberzeugung von ihrer Aechtheit, wie ich ihm dieselbe versichert hatte."

d. 17. Januar, 1796.

W. H. Ireland.

Mein Vater blieb indeß immer noch unzufrieden; und das Publikum wollte es nicht glauben, daß er an der Sache keinen Antheil

habe. Ich schrieb ihm in der Folge einen Brief, worin ich ihm gestand, ich sey wirklich der Urheber dieser Handschriften. Aber auch damit richtete ich eben so wenig aus; denn er glaubte noch immer, sie wären ächt, und ich sey nicht im Stande gewesen, sie zu schreiben.

Mancherley andre Stücke, die ich wirklich schon ausgearbeitet hatte, und noch herauszugeben dachte, wenn die Sache nicht eine andre Wendung genommen hätte, habe ich neulich bey Herrn Wallis niedergelegt, wo sie Jeder, der Lust hat, in Augenschein nehmen kann.

Am 17ten November 1796 schrieb ich meinem Freunde Talbot, ich sey Willens, das Publikum nun nicht länger mehr in Zweifel zu lassen, sondern einen umständlichen Bericht in Druck zu geben, und mich darin als Urheber der Handschriften zu nennen. Zugleich gab ich ihm die Versicherung, daß ich ihn über alles, was

er von ihrer Aechtheit gesagt hätte, völlig entschuldigen, und alles allein über mich nehmen würde. Bey seiner Abreise hatte ich ihm mein Wort gegeben, das Geheimniß auf keinen Fall zu verrathen, wenn er nicht vorher darein willigte. Dieß Versprechen habe ich nun zwar nicht genau erfüllt; hierüber aber wird man mich hoffentlich leicht entschuldigen, da mich bloß meine Lage dazu zwang, es zu brechen.

Jetzt will ich nur noch die Hauptpunkte dieses meines Geständnisses kurz wiederholen; und ich bin bereit, folgende Versicherungen, so wie den ganzen Inhalt dieses Berichts, eidlich zu erhärten:

Zuerst erkläre ich feyerlich, daß mein Vater von der ganzen Sache durchaus nichts wußte, sondern steif und fest glaubte, die Handschriften seyn wirklich von Shakspeare.

Zweytens: daß ich selbst beydes ihr Urheber und ihr Schreiber bin, und daß mir keine

lebendige Seele geholfen noch beygestanden hat; und daß ich nimmermehr so weit gegangen seyn würde, wenn nicht das Publikum die Papiere so sehr gepriesen, und dadurch meiner Eitelkeit geschmeichelt hätte.

Drittens, daß jede künftig etwa noch erscheinende Schrift, welche die Aechtheit der Handschriften beweisen, oder dem, was hier erklärt ist, widersprechen wollte, falsch sey; weil dieß der wahre Bericht von dem ganzen Verlauf der Sache ist,

W. H. Ireland.

Hiemit schließe ich also, und bereue aufrichtigst alles der Welt, oder irgend Jemanden besonders, gegebene Aergerniß, in dem Vertrauen, daß man das ganze Verfahren für Knabenstreich halten wird, ohne irgend eine schlimme oder böse Absicht, der von mir immer weiter getrieben wurde, ohne aus der Gefahr Arges

zu haben, in die ich mich dadurch verwickeln würde.

Sollt' ich mich etwa an einem andern Schauspiele versuchen; so, hoff' ich, wird das Publikum alles durch mein Benehmen verschuldete Vorurtheil wider mich beyseite setzen, und mir die gütige Nachsicht gewähren, welche der ächte und angeborne Herzensvorzug jedes Engländers ist."

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eschenburg, Johann Joachim,

Ueber den vorgeblichen Fund Shakspearischer Handschriften

Leipzig 1797

P.o.angl. 371 oc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10749976-8
VD18 14655454-001